

/// GLÜCK AUF
ZUKUNFT

ZUKUNFTS FORUM

Impulse für ein junges Ruhrgebiet.



VORWORT DR. WERNER MÜLLER	1
1 JUNGE GENERATION, RUHRGEBIET UND LEBENSQUALITÄT	4
2 JUNGE GENERATION, RUHRGEBIET UND BILDUNG	10
3 JUNGE GENERATION, RUHRGEBIET UND WIRTSCHAFT	16
4 RUHRGEBIET UND INTEGRATION	30
5 IMAGE UND MEDIENBILD RUHRGEBIET	34
6 IMPRESSUM	41

Liebe Leserinnen und Leser,
verehrte Gäste des Zukunftsforums,

das Ende des subventionierten deutschen Steinkohlenbergbaus Ende 2018 fällt in eine Zeit einschneidenden Wandels. Globalisierung und Digitalisierung stellen fast alle Lebensbereiche auf den Kopf. Der so oft thematisierte demografische Wandel und die Veränderungen im sozialen Zusammenhalt sind keine abstrakten Gedankenspiele mehr. Globale Megatrends sind im Alltag allgegenwärtig. Sie sind an vielen Stellen sichtbar und spürbar und machen nicht an den Grenzen des Ruhrgebiets halt.

Wenn viel in Bewegung kommt, kann daraus eine vielversprechende Dynamik entstehen. Eine Dynamik, die das Ruhrgebiet intelligent für sich nutzen sollte, ja nutzen muss. Dafür reicht es allerdings nicht, sich an Lösungen zu orientieren, die in der Vergangenheit funktioniert haben. Vielmehr sind neue Wege einzuschlagen.

Mit der RAG-Stiftung-Zukunftsstudie, die wir auf dem Zukunftsforum am 9. Juni vorgestellt haben, sind wir diesen neuen Wegen auf der Spur. Sie skizziert die großen Megatrends und ihre Auswirkungen auf das Ruhrgebiet und das Saarland. Mit einem Schwerpunkt auf dem Ruhrgebiet liefert sie Anknüpfungspunkte für eine Weiterentwicklung des Reviers. Sie legt aber zugleich offen, an welchen Punkten die Region im Vergleich zu anderen Ballungsräumen derzeit das Nachsehen hat.

Nach dem Ende des Steinkohlenbergbaus haben es die Verantwortlichen des Reviers gemeinsam in der Hand, die Geschicke in der Region in die richtige Richtung zu lenken. Dafür ist es jedoch wichtiger als jemals zuvor, sich mit den Vorstellungen und Bedürfnissen der jungen Generation auseinanderzusetzen. Junge Leute sind heute sehr mobil. Sie treffen ihre Standortentscheidungen danach, ob sie in einer Region eine attraktive und langfristige Lebensperspektive finden können. Als Ballungsraum steht das Ruhrgebiet deshalb in einem harten Wettbewerb mit anderen „coolen“ Millionenstädten, Großregionen und Megacitys. Und so muss es sich als moderne, lebenswerte Region mit Zukunftsperspektive beweisen.

Das Zukunftsforum 2016 hat sich daher den Einflussfaktoren von Standortentscheidungen junger Menschen gewidmet. Mit dem Titel „Impulse für ein junges Ruhrgebiet.“ haben wir die junge Generation in den Mittelpunkt gerückt. Denn ohne die Bindung und den Zuzug von jungen, talentierten Menschen ist das Revier auf Dauer nicht überlebens- und wettbewerbsfähig.

Diese Dokumentation fasst die Ergebnisse der fünf Podien des Zukunftsforums zusammen. Sie soll an die fruchtbaren Diskussionen erinnern und Mut machen für die Zukunft des Reviers. Wir wollen jedoch nicht bei einer reinen Wiedergabe des Gesagten verharren. Es ist der Anspruch der RAG-Stiftung, die Erkenntnisse aus den Diskussionen fortzuentwickeln und zusätzliche Impulse für ein attraktives und junges Ruhrgebiet auf den Weg zu bringen. Sie finden daher auf den folgenden Seiten auch Vertiefungsbeiträge zu zentralen Themen des Zukunftsforums. Neue Ideen sind hinzugekommen, konkrete Vorschläge zur Weiterentwicklung des Reviers sind entstanden. Ich danke den Autoren an dieser Stelle sehr herzlich, dass sie sich im Nachgang des Zukunftsforums noch einmal so konstruktiv mit den Herausforderungen, denen sich das Revier gegenübersteht, auseinandergesetzt haben.

Mit der Bewältigung des Ausstiegs aus dem Steinkohlenbergbau beweisen wir, zu welchen Leistungen und innovativen Ideen das Ruhrgebiet und seine Menschen fähig sind. Besinnen wir uns dieser Fähigkeiten und gehen wir die Weiterentwicklung des Ruhrgebiets mit genau dieser Weitsicht und Tatkraft an. Die Potenziale sind vorhanden, das Ruhrgebiet zu einem aufregenden, attraktiven und damit lebenswerten Ort für junge Menschen zu machen.

Ich wünsche Ihnen eine informative Lektüre.

Mit freundlichem Glückauf

Werner Müller

Dr. Werner Müller

Vorsitzender des Vorstands der RAG-Stiftung



ZUKUNFTSTHESE #1
IN DEN NÄCHSTEN 10 JAHRE ENTSCHEIDEN!

... steht vor einem Schicksalsjahrzehnt: Globalisierung, Digitalisierung, Wandel, soziale Polarisierung und große Integrationsaufgaben im Ruhrgebiet unter massivem Handlungsdruck, um als Region im internationalen Wettbewerb bestehen zu können.

... der Experten der RAG-Stiftung-Zukunftsstudie sagen voraus:
 In den nächsten 10 Jahren entscheidet es sich, ob Städte und Ballungsräume zu den wirtschaftsstarke oder wirtschaftsschwachen Regionen zählen werden.

67% ... sind davon überzeugt, dass Einwanderung eine Bereicherung ist und der demografischen Entwicklung entgegenwirkt.	89% ... der Experten erwarten eine Beschleunigung der Globalisierung.
67% ... gehen von einer wachsenden Ghettoisierung aus.	78% ... sehen durch die Digitalisierung einen zunehmenden globalen Wettbewerb bei Dienstleistungen.

Die Ergebnisse der RAG-Stiftung-Zukunftsstudie sind die Grundlage von 23 Szenarien im interaktiven Fortschrittsplaner [www.rag-stiftung.de](#) / [www.glueckauf-zukunft.de](#)



Junge Generation, Ruhrgebiet und Lebensqualität

„JUNGE LEUTE WOLLEN SICH EINBRINGEN.“

Die Diskutanten:

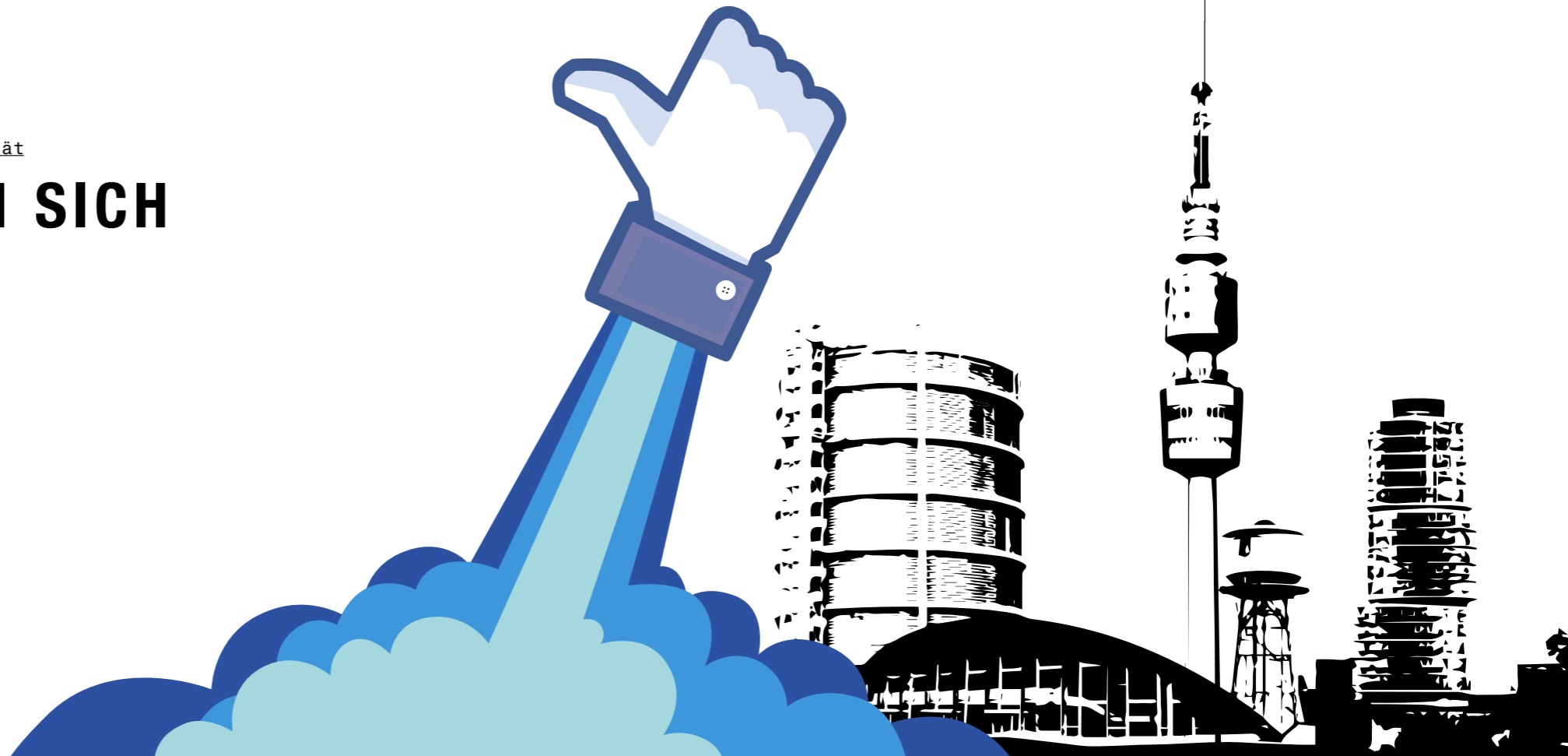
/ **Annamaria Deiters-Schwedt** Leiterin des Berliner Büros der empirica ag

/ **Simon Schnetzer** Jugendforscher

/ **Mira Stepec** Gründerin DURCHSTARTEN e. V. und Talentscout der Ruhr-Universität Bochum

/ **Bernd Tönjes** Vorstandsvorsitzender der RAG Aktiengesellschaft und Moderator des Initiativkreises Ruhr

/ **Prof. Peter Wippermann** Zukunftsforscher



JUNGE LEUTE WÄHLEN STÄDTE ODER BALLUNGSRÄUME MIT EINEM KLAREN UND MODERNEN PROFIL. REGIONEN MIT EINEM UNSPEZIFISCHEN BILD HABEN IM WETTBEWERB UM DIE JUNGE GENERATION KAUM EINE CHANCE.

Annamaria Deiters-Schwedt

DAS RUHRGEBIET VERFÜGT ÜBER DIE DICHTESTE HOCHSCHULLANDSCHAFT DEUTSCHLANDS. WIR MÜSSEN DAFÜR SORGEN, DASS DIE ABSOLVENTEN HIERBLEIBEN. IHR KREATIVES POTENZIAL WIRD DAS RUHRGEBIET MIT GROSSEN SCHRITTEN VORANBRINGEN.

Bernd Tönjes

DER RÜCKZUG DES BERGBAUS HINTERLÄSST IM RUHRGEBIET FLÄCHEN UND RÄUME, DIE IDEAL SIND, UM NEUES AUSZUPROBIEREN. NUR WENIGE BALLUNGSRÄUME BIETEN DIESE MÖGLICHKEITEN.

Simon Schnetzer

JUNGE MENSCHEN WOLLEN SICH EINBRINGEN. SIE GEHEN DORTHIN, WO SIE DAS KÖNNEN UND SELBST TREIBER DES WANDELS SIND. DAS RUHRGEBIET BENÖTIGT MEHR MITMACHANGEBOTE.

Peter Wippermann

DAS RUHRGEBIET BIETET SCHON HEUTE VIEL FÜR JUNGE LEUTE. ES SCHRECKT ABER AB, WENN QUARTIERE IM REVIER VERFALLEN. HIER MÜSSEN DIE VERANTWORTLICHEN SCHNELL GEGENSTEUERN.

Mira Stepec



Junge Menschen und junge Familien treffen Standortentscheidungen. Sie entscheiden sich in der Regel für lebenswerte und attraktive Regionen mit persönlichen wie ökonomischen Zukunftsperspektiven. Insbesondere aus der Sicht der jungen Generation wirkt das Ruhrgebiet gegenwärtig wie eine in die Jahre gekommene Industrieregion. Der Ruf der Städte und das Lebensgefühl, das sie vermitteln, sind gerade für Außenstehende, die mobil sind, wenig einladend. Es fehlt der Region das gewisse „Etwas“, das Faszination und folglich Zuzug auslöst. Was sind die Bedingungen, die eine Region für junge Menschen attraktiv machen?

Welche Empfehlungen gibt es, damit junge Menschen das Ruhrgebiet als gute Adresse wahrnehmen? Die Diskutanten verwiesen auf die Potenziale der Region wie die dichte Hochschullandschaft und den günstigen Wohnraum. Dies sind gute Anknüpfungspunkte, um junge Leute im Ruhrgebiet zu halten. Diese reichen aber nicht. Das Ruhrgebiet muss vor allem an einer modernen Identität mit einem ansprechenden und für die junge Generation attraktiven Profil arbeiten. Derzeit ist das Bild des Reviers für außenstehende Absolventen, Berufseinsteiger und junge Familien zu unspezifisch und gerät im Vergleich zu München, Leipzig oder Berlin zu früh aus dem Blick.



Annamaria Deiters-Schwedt

stellte gleich zu Beginn heraus, dass erfolgreiche Regionen und Städte eine positive Aufmerksamkeit erzeugen. Sie verfügen über

Charakteristika, die sie unverwechselbar

machen und ihnen ein klares Profil geben. Gute Beispiele sind Berlin und Leipzig. Berlin ist die Hauptstadt des Nachtlebens, sie ist cool und man trifft dort auf interessante Leute. Leipzig ist die Stadt der Freiräume. Junge Menschen wissen daher ziemlich genau, auf was sie sich einlassen, wenn sie dorthin ziehen. Das heißt im Umkehrschluss: Metropolen und Regionen dürfen kein diffuses und unspezifisches Bild zeichnen. Denn gelingt es ihnen nicht zu vermitteln, für was sie stehen – so wie es bei vielen Städten des Ruhrgebiets der Fall ist –, haben sie bei der jungen und zugleich mobilen Generation kaum eine Chance, betonte Deiters-Schwedt.

Bernd Tönjes verwies auf einen weiteren wichtigen Faktor, der

Städte und Regionen Anziehungskraft

verleiht: preiswerter Wohnraum.

Das Ruhrgebiet hebt sich hier

positiv von anderen Regionen

ab. Trotz vergleichsweise

günstiger Mieten ist noch ausreichend

Wohnraum vorhanden. Weiterhin ist die Qualität des

ÖPNV ein immer bedeutenderer Ak-

tivposten für Ballungsräume – auch weil Autos als Statussymbol

bei jungen Leuten ausgedient haben. Hier, so räumte Tönjes

ein, gibt es im Ruhrgebiet noch einiges zu verbessern. Fünf

Automatensysteme und drei verschiedene Spurweiten sind genau

das Gegenteil von hoher Qualität und Effizienz im ÖPNV

des Ruhrgebiets. Tönjes forderte zudem mehr Kooperationen

von Städten und Kommunen als einen Schlüssel für die Bewältigung

der Probleme im Ruhrgebiet. Es muss zuallererst gelingen, junge

Menschen an den Hochschulen im Revier zu halten. Die Region

verfügt über die dichteste Hochschullandschaft Deutschlands.

250.000 Studenten im Ruhrgebiet bieten ein

gewaltiges Potenzial für Kreativität und Innovationen. Universitäten,

Unternehmen und Hochschulen könnten beispielsweise

gemeinsam Ansätze voranbringen, damit Absolventen hierbleiben

und nicht anderswo ihr Glück versuchen, regte Tönjes an.



Wie aus Sicht der Trendforschung junge Menschen heute und in Zukunft Standortentscheidungen treffen, legte **Peter Wippermann** offen. Die beiden großen Herausforderungen des Ruhrgebiets sind die Industrie 4.0 und das Internet der Dinge. Junge Menschen wollen diese Veränderungen mitgestalten und Lösungen anbieten. Sie gehen dorthin, wo sie genau das tun können und sie selbst Treiber des Wandels sind. Moderne und attraktive Ballungsräume bieten solche Gestaltungs- und Einbringungsmöglichkeiten, sie fordern diese Haltung nahezu ein. Köln ist ein Beispiel für diese Veränderungs- und Mitwirkungskultur. Das Ruhrgebiet tut sich hier aufgrund seiner industriellen Vergangenheit und der gelernten Arbeitskulturen schwerer als Regionen ohne dieses Erbe. Im Revier ist daher zunächst viel Veränderung in den Köpfen notwendig, um junge Leute für das Ruhrgebiet zu gewinnen, erklärte Wippermann.

Wie Einbringung und Gestaltung praktisch funktionieren, erläuterte **Simon Schnetzer**. Er hob den Plattformgedanken hervor

und nannte mit dem Unperfekthaus in Essen und dem Social Impact Hub in Potsdam gute Beispiele dafür. Das Ruhrgebiet bietet

eine Menge Potenzial und auch Raum für solche Orte der kreativen Ideengewinnung und -umsetzung. Der Bergbau hat sich

zurück gezogen, es gibt Leerstand auf vielen innerstädtischen

Flächen. Die Neunutzung, zum Beispiel für Co-Working-Spaces, steht erst am Anfang. Hier schlummern großartige

Möglichkeiten, eine Region für junge Menschen spannend zu machen.

Bei aller Kritik am Ruhrgebiet darf man aber nicht vergessen, dass viele junge Leute durchaus gerne in der Region leben,

fürhte **Mira Stepec** aus. Die Nähe zu Grünanlagen, die

kulturelle Vielfalt, die Hochschuldichte und die gute Verkehrsanbindung

sprechen klar für das Revier. Der vergleichsweise schwache erste

Ausbildungsmarkt sowie das ausgeprägte soziale Gefälle trüben

allerdings das Bild ein. Es ist daher ganz wichtig, heruntergekommene

Stadtteile – vor allem im nördlichen Ruhrgebiet – aufzuwerten und damit der Region insgesamt wieder mehr Lebensqualität

zurückzugeben.



Nähere Informationen erhalten Sie online:



„Wenn wir das Ruhrgebiet als lebenswerte Region erhalten wollen, müssen wir mit den jungen Leuten sprechen.“

Bernd Tönjes

Bernd Tönjes hat die Interessen der jungen Generation zum zentralen Thema seiner Moderatorenschaft gemacht. Er berichtet über seine Motive und die ersten Erfahrungen mit den Nachwuchsführungskräften der Unternehmen des Initiativkreises Ruhr.

Wenn wir das Ruhrgebiet im internationalen Wettbewerb der Regionen nachhaltig stärken wollen, müssen wir mit den jungen Leuten sprechen. Sie sind es, die mit ihren Ideen und Vorhaben großen Einfluss auf die Entwicklungspfade des Reviers haben. Wie die RAG-Stiftung-Zukunftsstudie herausgearbeitet hat, werden in den nächsten zehn Jahren Megatrends, wie die Digitalisierung und der demografische Wandel, unseren Alltag massiv verändern. Es gilt, die bevorstehenden umfangreichen Veränderungen im Revier schnell zu erfassen und in ein Mehr an Möglichkeiten umzuwidmen. Dafür sind wir allerdings umfassender als je zuvor auf die Ideen und Fähigkeiten der jungen Generation selbst angewiesen.

Junge Leute im Revier halten und Außenstehende für die Region begeistern, darum geht es! Was nach einer einfachen Logik klingt, ist in Wirklichkeit eine schwere Aufgabe. Denn dazu muss das Ruhrgebiet jungen Leuten attraktive Angebote machen, damit sie sich für Dortmund, Essen oder Bochum als Wahlheimat entscheiden und nicht nach München, Hamburg oder Berlin ziehen. Mit der aktuellen Moderatorenschaft des Initiativkreises Ruhr wollen wir hierfür Impulse setzen. Unter dem Leitmotiv „Gemeinsam für ein junges Ruhrgebiet“ greifen wir die Interessen und Bedürfnisse der jungen Leute auf und lassen sie in unsere Entscheidungen einfließen.

Aus diesem Anspruch heraus ist zu Beginn des Jahres die Idee eines Workshops mit Führungskräften der IR-Mitgliedsunternehmen entstanden. Wir wollten wissen, was die Generation zwischen 20 und 35 am Revier schätzt und was nicht. Der Workshop hat wichtige Ergebnisse ans Licht gebracht. Zum Beispiel wird der Immobilienmarkt im Ruhrgebiet durchaus positiv gesehen. Das Mietniveau ist im Vergleich zu anderen Ballungszentren niedrig. Die Häuserpreise sind insgesamt auf einem akzeptablen Niveau. Kritisch bewerteten die jungen Leute hingegen den öffentlichen Personennahverkehr. Fünf Automatenstationen und drei verschiedene Spurweiten bei den Straßenbahnen sind nicht gerade Kennzeichen einer Region, die sich als Metropole verstehen möchte.

Das Ergebnis hat durchaus Sprengkraft. Verliert das eigene Auto an Bedeutung, werden Züge und Bahnen zum Verkehrsmittel der Wahl, dann sind die langfristigen Investitionen in die Verkehrsinfrastruktur ganz neu zu bewerten. Auch beim Ansehen des Ruhrgebiets mahnen die Nachwuchsführungskräfte Handlungsbedarf an.

Die Region wird immer noch vornehmlich mit Attributen in Verbindung gebracht, die für Vergangenheit und wirtschaftlichen Abschwung stehen. Das Revier mag auf den zweiten Blick sicher viel zu bieten haben. Doch wenn es keine zweite Chance bekommt, bleiben die attraktiven Seiten für immer unentdeckt. Der erste Eindruck zählt!

Die Ergebnisse des Workshops haben wir der Landesregierung vorgestellt. Dort stießen sie auf sehr großes Interesse. Wir haben daraufhin intern eine größere Arbeitsgruppe eingerichtet. Die Nachwuchsführungskräfte werden das Thema „Ansehen des Ruhrgebiets“ weiter vertiefen und Initiativen für ein besseres Image erarbeiten. Der Workshop hat uns viel Mut gemacht. Die nachkommende Generation will sich einbringen und die Region verändern. Sie hat Ideen und will gestalten. Wenn wir sie darin unterstützen, stehen die Chancen gut, dass schon bald junge Leute das Gesicht des Ruhrgebiets prägen werden.



Annamaria Deiters-Schwedt ist Expertin für nachhaltige regionale Entwicklung. Auf Basis ihrer wissenschaftlichen Arbeiten liefert sie wertvolle Hinweise, wie das Ruhrgebiet mehr junge Menschen für sich begeistern kann.



„Junge Leute brauchen eine klare und positive Vorstellung davon, wofür das Ruhrgebiet steht.“

Annamaria Deiters-Schwedt

Sie beschäftigen sich ausgiebig mit der Entwicklung und Kennzeichnung von Schwarmstädten. Was genau zeichnet diese aus?

Junge Schwarmstädte – es gibt nämlich auch Schwarmstädte von älteren Menschen – sind Städte mit einer großen Anziehungskraft vor allem für die Gruppe der 20- bis etwa Mitte-30-Jährigen. Wir haben bisher vier Faktoren identifiziert, die für die Bildung einer jungen Schwarmstadt in Deutschland mindestens erforderlich sind. Erstens: Viele junge Leute müssen bereits in dieser Stadt leben. Das wiederum zieht weitere Studenten oder Berufseinsteiger an, weil sie gerne dort leben wollen, wo sie Freunde und Bekannte finden. Zweitens: Es muss eine Hochschule vorhanden sein. Drittens: Eine Schwarmstadt verfügt zumindest in den Kernbereichen über eine angenehme Atmosphäre und ein attraktives Zentrum. Und viertens: Schwarmstädte schaffen eine positive Aufmerksamkeit. Sie vermitteln ein lebendiges und dynamisches Lebensgefühl und haben eine „Unique Selling Proposition“. Es sind Orte mit Perspektive, Orte, an denen Visionen und Ideen Wirklichkeit werden können. Diese Dynamik zieht an.

Was ist neu daran? Studenten und Berufseinsteiger zog es schon immer in die Städte und Ballungszentren.

Neu ist die Umverteilung und Konzentration der jungen Menschen innerhalb Deutschlands auf bestimmte Schwarmstädte. Die 20- bis 35-Jährigen konzentrieren sich heute weit stärker auf bestimmte Städte als in früheren Jahren. Im Jahr 2000 wohnten erst fünf Prozent der jungen Erwachsenen in Schwarmstädten (Städte mit weit überdurchschnittlichem Anteil der 20- bis 35-Jährigen), 2011 waren es schon 25 Prozent. Die Wanderungsintensität hat stark zugenommen, d. h., der Anteil eines Jahrgangs, der seine Heimat verlässt, wächst. Und der Beginn ist ziemlich genau festzumachen. Es fing an, als die ersten Geburtsjahrgänge nach dem Pillenknick in diese Altersgruppe kamen, also in den vergangenen zehn Jahren. Der demografische Wandel kommt mehr und mehr in der Lebensrealität an. Die Bevölkerung in Deutschland sortiert sich deswegen neu. Junge Leute sind Minderheiten

geworden und Minderheiten schließen sich stärker zusammen – und zwar dort, wo das Angebot für sie besonders vielfältig und aufregend erscheint. Der Prenzlauer Berg in Berlin war dafür ein sehr auffälliges Beispiel.

Junge Leute aus ganz Europa zog es in den damaligen Szenebezirk. Und weil es sich herumsprach, wie „cool“ es dort ist, zogen noch mehr junge Leute nach. Vor einigen Jahren gehörte man mit über 40 auf der Straße schon zum alten Eisen. Im Übrigen war Berlin damals alles andere als eine wirtschaftliche Boomtown. Daran kann man beispielhaft ablesen, dass zur Klassifikation von Schwarmstädten Arbeitsplätze nicht die entscheidende Rolle spielen.

Was sind die Top-Schwarmstädte in Deutschland? Und was zeichnet sie aus?

Die Top-Schwarmstädte junger Menschen in Deutschland sind München, Leipzig und Frankfurt am Main. Alle drei Städte verfügen über eine positive öffentliche Aufmerksamkeit. Sie haben ein Profil, das sie deutlich von anderen Städten abgrenzt. Und sie zeigen Perspektiven auf. Das sind die entscheidenden Kriterien. Leipzig zum Beispiel gilt als Stadt der Freiheit, auch für Kreative. Die Stadt bietet zudem ein attraktives Zentrum und ihre Hochschulen genießen einen guten Ruf. München hingegen bietet die weltläufige Gemütlichkeit und einen hohen Freizeitwert. Die Stadt steht für eine Mischung aus Internationalität, Hightech und Tradition. Und obwohl die Mieten und Immobilienpreise schwindelerregende Höhen angenommen haben, wollen immer mehr junge Leute am Münchener Lebensgefühl partizipieren.

Wo muss das Ruhrgebiet ansetzen, um eine attraktive Schwarmregion zu werden?

Derzeit befindet sich keine der Top-30-Schwarmstädte Deutschlands im Ruhrgebiet. Die gerne zitierten 250.000 Studenten kommen zu großen Teilen aus der Region. Im restlichen Deutschland haben junge Leute kaum eine Vorstellung davon, wofür das Ruhrgebiet steht. Außer Kohle und (Bergmanns-)Tradition – wenn man es provokativ formuliert. Das Bergmännische ist durch die Schließung der Zechen, die sozialen und wirtschaftlichen Probleme der Region auch nicht gerade positiv besetzt. Es braucht ein markantes Zentrum – eine Stadt, von der junge Menschen in anderen Teilen Deutschlands hören und ein positives Bild haben. Vielleicht können es auch zwei sein, aber nicht drei oder noch mehr. Dort muss es auch ein Studentenviertel geben. Dieses Studentenviertel muss so lebendig und bekannt sein, dass jeder neu ankommende Studierende schon vorher davon gehört hat. Fragt man heute junge Leute im Ruhrgebiet, wo ein solches Viertel ist, bekommt man fast so viele Antworten wie man Leute befragt. Ein solches Viertel gibt es nicht.

Junge Generation, Ruhrgebiet und Bildung

„SCHULEN BRAUCHEN MEHR FRISCHEN WIND VON AUSSEN.“

Die Diskutanten:

/ **Bärbel Bergerhoff-Wodopia** Vorstand der RAG-Stiftung

/ **Dr. Ilse Kamski** Erziehungswissenschaftlerin und Projektkoordinatorin „Potenziale entwickeln – Schulen stärken“, Institut für Schulentwicklungsforschung, TU Dortmund

/ **Ulf Matysiak** Geschäftsführer Teach First Deutschland

/ **Murat Vural** Geschäftsführender Vorsitzender Chancenwerk e. V.



#talk

KINDER AUS BILDUNGSFERNEN ELTERNHÄUSERN BRAUCHEN EINE BESONDERE ANSPRACHE. SIE WISSEN MANCHMAL SELBST NICHT, ÜBER WELCHE STÄRKEN SIE VERFÜGEN. DIESE SICHTBAR ZU MACHEN UND ZU FÖRDERN, HAT SICH DIE RAG-STIFTUNG – NICHT ZULETZT AUS DER BERGBAUTRADITION HERAUS – ZUR AUFGABE GEMACHT.

Bärbel Bergerhoff-Wodopia

SCHULEN SIND ERFOLGREICH, WENN DIE SCHULLEITUNG UND DAS KOLLEGIUM OFFEN FÜR INNOVATIONEN SIND. MODERNE DIDAKTISCHE ANSÄTZE KÖNNEN STANDORTNACHTEILE IN HERAUSFORDERNDEN LAGEN MEHR ALS KOMPENSIEREN.

Dr. Ilse Kamski

WIR FRAGEN IM BILDUNGSSYSTEM NICHT „WO WILLST DU HIN?“, SONDERN „WO KOMMST DU HER?“. DADURCH SIND BILDUNGSKARRIEREN SCHON FESTGELEGT, BEVOR SIE BEGINNEN.

Ulf Matysiak

WENN SCHULEN MIT NICHTSCHULISCHEN ORGANISATIONEN ZUSAMMENARBEITEN, SIND VIELE GUTE IMPULSE FÜR MEHR INTEGRATION VON KINDERN AUS BILDUNGSFERNEN ELTERNHÄUSERN MÖGLICH. DAS ZEIGEN DIE ERFahrungen AUS ZAHLREICHEN PROJEKTEN.

Murat Vural



Die Bildungslandschaft in Deutschland ist auf die bürgerliche Mittelschicht ausgerichtet. Gerade im Ruhrgebiet sind viele Schulen daher weit von den gesellschaftlichen Realitäten entfernt, Chancengleichheit können sie deswegen nicht ausreichend sicherstellen. Schulen müssten viel umfassender als heute Kinder aus bildungsfernen Elternhäusern ansprechen, motivieren und einbeziehen. Es gibt Schulen im Ruhrgebiet, die genau dies und unter den gegebenen schulpolitischen Rahmenbedingungen leisten. Bisher sind es jedoch Einzelfälle ohne Ausstrahlung auf die Region.

Wie können Schulen im Ruhrgebiet Kinder aus bildungsfernen Elternhäusern besser für das Lernen motivieren? Und wie können externe Bildungsinstitutionen sie dabei unterstützen?

Die Experten des Panels legten vor allem dar, dass sich Schulen an den Zielen und Talenten von Schülern orientieren müssten anstatt an der Herkunft. Die Bildungswege sind zu sehr durch die Startbedingungen der Kinder vorgezeichnet. Außerschulische Organisationen können durch ihren Außenblick gute Anstöße für die Weiterentwicklung von Schulen und ihrer didaktischen Konzepte geben. Die Praxis zeigt, dass anfängliche Skepsis und Berührungsängste meist schnell durch Erfolge abgebaut werden.

Nähere Informationen erhalten Sie online:



Ilse Kamski nannte die wesentlichen Einflussfaktoren für den Bildungserfolg von Kindern. Neben herkunftsbedingten Merkmalen, wie etwa in der Schule verwertbarem Wissen und an schulische Anforderungen anschlussfähigen Handlungs- und Verhaltensweisen, sind es der Standort der Schulen – insbesondere dann, wenn sie sich in herausfordernden Lagen befinden –, die Organisation der Schule selbst sowie deren Führung. Unter anderem hat das Engagement von Schulleitung und Kollegium einen erheblichen Einfluss auf die Bildungsangebote für Schüler. Ist die Schulleitung für Innovationen offen und kann sie das Kollegium für Neues begeistern, können Standortnachteile der Schule durchaus kompensiert werden. Zum Kern eines guten Bildungssystems gehört nach Kamski auch die Ganztagschule. Diese Schulen haben die Kinder nahezu den ganzen Tag in ihrer Obhut. Das ermöglicht veränderte Formen der Unterstützung von Lehrern und Erziehern für den Bildungserfolg von Kindern. Waren Ganztagschulen zu Beginn noch verpönt, sind sie heute eine tragende Säule der schulischen Bildung. Richtig organisiert und konzipiert, liefern Ganztagschulen einen großen Beitrag für eine erfolgreiche Schullaufbahn von Kindern, nicht nur aus bildungsfernen Elternhäusern. Im Ruhrgebiet gibt es zum Teil sehr gut funktionierende Ganztagschulen – gerade in herausfordernden Lagen. Leider fehlt es am Geld, um die guten Konzepte im ganzen Revier umzusetzen, so Kamski.

Murat Vural stellte klar, dass Kinder mit Migrationshintergrund nicht per se im Bildungssystem benachteiligt sind. Viel wichtiger als die Herkunft ist der Bildungsgrad der Eltern – unabhängig davon, welcher Nationalität sie angehören. Wenn das Elternhaus seinen Kindern Bildung als etwas Erstrebenswertes vorlebt, sie dafür motiviert, können Kinder mit ausländischen Wurzeln beeindruckende Bildungskarrieren hinlegen. Allerdings räumte auch Vural ein, dass es Kinder mit Migrationshintergrund in Deutschland durchaus schwerer haben, sich durchzusetzen. Er hob die Bedeutung von externen Bildungsinstitutionen für die Weiterentwicklung von Schulen hervor. Teach First, Chancenwerk und andere bringen mit ihrer Außenperspektive neue Lösungen für Problemstellungen ein. Zudem verfügen sie über umfassendes Erfahrungswissen. Wenn Externe und Lehrer Hand in Hand arbeiten, sind viele gute Impulse für mehr Integration an Schulen möglich, führte Vural aus. Es gibt allerdings zunächst häufig Berührungsängste seitens der Schule – auch weil die Schulleitung eine zu große Einflussnahme von außen fürchtet. Sind die Vorbehalte einmal überwunden, profitieren Schulen von dem Wissen und dem Erfahrungsschatz der externen Organisationen enorm.

Diese Beobachtung bestätigte **Bärbel Bergerhoff-Wodopia** und nannte das Beispiel eines Fellows von Teach First. Die junge Dame war an einer Gesamtschule in Gelsenkirchen-Ückendorf tätig.

Mit bescheidenen Mitteln hatte sie dort eine kleine Bibliothek für die Schüler eingerichtet. Die Direktorin war zunächst skeptisch, weil sie befürchtete, die Bibliothek werde von den Schülern nicht angenommen und das Budget sei deswegen an anderer Stelle besser eingesetzt. Doch das Gegenteil ist eingetreten. Die Bibliothek ist heute ein beliebter Wohlfühl- und Entspannungsraum für Schüler. Sie ziehen sich dorthin zurück, lesen oder „chillen“. So entstand der Wunsch, das Projekt trotz anfänglichen Misstrauens weiterzuführen und ähnliche Ansätze auch an anderen Schulen zu starten.

Bergerhoff-Wodopia betonte zugleich das Engagement der RAG-Stiftung für sozial benachteiligte Jugendliche. Vor allem diese Jugendlichen brauchen eine besondere Ansprache, eine gezielte Förderung ihrer Potenziale – unabhängig davon, ob sie einen Migrationshintergrund haben oder nicht. Viele Schülerinnen und Schüler sind sich gar nicht bewusst darüber, über welche Talente und Fähigkeiten sie verfügen. Nicht selten führt dieses fehlende Wissen über sich selbst in die Perspektivlosigkeit. Das darf nicht passieren. Mit den Förderaktivitäten versucht die RAG-Stiftung hier gegenzusteuern und Fähigkeiten der Jugendlichen zu erkennen und auszubauen. Der eigene Antrieb, der dann bei den jungen Leuten entstehen kann, ist die beste Versicherung gegen Perspektivlosigkeit, so Bergerhoff-Wodopia.

Ulf Matysiak betonte, dass das System stärker Schüler und ihre Ziele in den Mittelpunkt stellen muss. Es geht im Bildungssystem nicht um die Frage „Wo willst du hin?“, sondern man fragt „Wo kommst du her?“. Dadurch wird vielen Schülern die Chance genommen, ihre Potenziale zu entwickeln und zu nutzen, weil Schulen – bewusst oder unbewusst – ihre Angebote entsprechend der sozialen Schicht, der geographischen Herkunft oder des religiösen Glaubens zuschneiden. Ein Fokus auf Ziele der Schüler hat auch eine stärkere Unterstützung in der Planung von Anschlussoptionen nach der Schullaufbahn zur Folge. Bei der Wahl einer Berufsausbildung, einer weiterführenden Schule oder eines Studiums sind die Schüler meist sich selbst überlassen. Schule sollte hier mehr Verantwortung übernehmen und die Perspektiven nach der Schule frühzeitig aufzeigen und darauf mit den Schülern hinarbeiten. Matysiak plädiert dabei für mehr Vertrauen in das Leistungspotenzial der Schüler.

Matysiak ergänzte seine Ausführungen um internationale Beobachtungen. Drei zentrale Bedingungen für das Gelingen von Schule sind im globalen Rahmen zu beobachten: die Bedeutung intensiver Elternarbeit, die Persönlichkeitsentwicklung von Schülern – fachliche Weiterqualifizierung allein reicht nicht mehr – sowie eine Einbindung der Schule in ihre Kommune und Region. In Duisburg und Dortmund beispielsweise hat man diese Entwicklung verstanden und widmet dem Erfolg von Schulen heute mehr Aufmerksamkeit als noch vor einigen Jahren, so Matysiak.

Individuelle Förderung weckt die schlummernden Potenziale der Kinder.

FRAU LÖHRMANN, DIE RAG-STIFTUNG-ZUKUNFTSSTUDIE KOMMT ZU DEM ERGEBNIS, DASS DIE INTEGRATION VON KINDERN AUS BILDUNGSFERNEN ELTERNHÄUSERN ZU EINER DER WICHTIGSTEN AUFGABEN DES BILDUNGSSYSTEMS WIRD. WIE BEURTEILEN SIE DIE INTEGRATIONSLEISTUNG VON SCHULEN IM RUHRGEBIET HEUTE?

Löhrmann: Seit der ersten PISA-Studie hat sich im Ruhrgebiet wie in ganz Nordrhein-Westfalen schon einiges verbessert. Viele Schulen nehmen heute durch mehr individuelle Förderung viel besser die Talente und Fähigkeiten der Schülerinnen und Schüler in den Blick. Dennoch ist nach wie vor – und über alle Bundesländer hinweg – der Bildungserfolg eines jungen Menschen immer noch zu sehr von seiner sozialen Herkunft abhängig. Diese Kopplung ist die Achillesferse des deutschen Bildungssystems, die wir Stück für Stück weiter lösen müssen. Das ist mühsam und langwierig, aber unumgänglich. Wir wissen zum Beispiel, dass etwa 50 Prozent der Jugendlichen aus bildungsfernen Elternhäusern intellektuell die Fähigkeiten haben, Abitur zu machen – im Übrigen unabhängig davon, ob sie einen Migrationshintergrund haben oder nicht. Es sind aber immer noch zu wenige, die dieses Ziel auch tatsächlich erreichen. Deshalb muss und wird das Thema auf der politischen Tagesordnung bleiben. Schon allein angesichts des fortschreitenden demografischen Wandels ist es dringend geboten, dass wir die Potenziale junger Leute noch besser heben und ihnen Perspektiven bieten.

WAS GENAU STEHT DENN AUF DER TAGESORDNUNG DER LANDESREGIERUNG, DAMIT DIE SITUATION BESSER WIRD?

Löhrmann: Prävention und frühe Förderung sind entscheidende Faktoren. Zusammen mit der Bertelsmann-Stiftung haben wir bereits im Jahr 2012 das Projekt „Kein Kind zurücklassen!“ gestartet. Das Ziel ist es, den Kreislauf der sozialen Benachteiligung zu durchbrechen und allen Kindern gleiche Chancen für ein gelingendes Aufwachsen zu geben. 18 Modellkommunen machen bei dem Vorhaben mit, zehn davon im Ruhrgebiet – darunter Dortmund, Duisburg, Oberhausen und Hamm. Die Ergebnisse der vergangenen vier Jahre zeigen, dass funktionierende Präventionsketten – von der Geburt bis zum Eintritt ins Berufsleben – die Bildungschancen der Jugendlichen verbessern. Die Erfahrungen in den Modellkommunen verdeutlichen aber auch: Schule allein kann es nicht richten. Wenn wir die Abhängigkeit des Bildungserfolgs vom Portemonnaie der Eltern beenden wollen, sind alle gesellschaftlichen Kräfte gefragt, ihre Kompetenzen einzubringen. Auch der Bund, der sich wegen des immer noch existierenden Kooperationsverbots nicht ausreichend mit Investitionen beteiligen kann, obwohl die sozialpolitische Dimension von Bildung wächst und wächst.

Bärbel Bergerhoff-Wodopia /// Sylvia Löhrmann

FRAU BERGERHOFF-WODOPIA, DIE RAG-STIFTUNG IST EINE SOLCHE KRAFT IM RUHRGEBIET. SIE GIBT 2016 ÜBER 10,5 MIO. EURO FÜR DEN BEREICH BILDUNG, WISSENSCHAFT UND KULTUR AUS UND MACHT SICH FÜR CHANCENGLEICHHEIT STARK. WELCHE MOTIVATION STECKT DAHINTER?

Bergerhoff-Wodopia: Der Steinkohlenbergbau hat in seiner Geschichte vielen talentierten Jugendlichen eine berufliche Perspektive gegeben. Chancen wurden aber auch Jugendlichen eröffnet, die sich mit einer geringen Schulbildung um eine Ausbildung im Bergbau beworben haben. Der Bergbau leistete hierüber auch einen wichtigen Beitrag zum sozialen Zusammenhalt im Ruhrgebiet. Vom Wegfall der Ausbildungskapazitäten im Bergbau sind insbesondere chancenbenachteiligte Jugendliche betroffen, da Alternativen nur unzureichend vorhanden sind. Die RAG-Stiftung, die für das Erbe des Bergbaus auch mit seinen Traditionen im Bildungsbereich einsteht, fühlt sich hier in besonderer Weise verpflichtet, Ersatz zu schaffen und nicht zuletzt auch jungen Leuten mit schlechten Bildungsvoraussetzungen eine Starthilfe zu geben. Die RAG hat in den vergangenen Jahrzehnten rund 100.000 junge Menschen erfolgreich ausgebildet. Wir können mit den Mitteln, die uns zur Verfügung stehen, zwar nicht alle Probleme lösen. Wenn wir uns in Netzwerken mit allen Bildungsverantwortlichen im Revier jedoch gut organisieren, ist eine ganze Menge möglich.

WIE SIEHT DIE FÖRDERUNG GANZ KONKRET AUS?

Bergerhoff-Wodopia: Im Bereich Bildung, Wissenschaft und Kultur macht die Bildung den größten Anteil aus. Die RAG-Stiftung sieht hier in ihren Förderaktivitäten den strategischen Schwerpunkt ihrer Arbeit. Dabei konzentrieren wir uns auf die Unterstützung schulischer Angebote zur Vorbereitung auf eine Ausbildung oder ein Studium, auf die Begleitung des Übergangs von der Schule in den Beruf sowie auf die Förderung von Ausbildungsprojekten. So bringen wir uns beispielsweise seit 2008 im Ausbildungsprogramm des Landes an ehemaligen Kohlestandorten ein. Allein mit Beginn des diesjährigen Programms beteiligen wir uns an der Förderung von 80 Ausbildungsplätzen in NRW. Weiter haben wir zum Beispiel jüngst das Stipendienprogramm „RuhrTalente“ aufgelegt. Auch mit diesem vom Initiativkreis Ruhr und der Westfälischen Hochschule in Gelsenkirchen entwickelten Programm leistet die RAG-Stiftung einen Beitrag zur Kompensation der im Bergbau weggefallenen Bildungs- und Ausbildungsperspektiven. Talentierte Schülerinnen und Schüler aus chancenbenachteiligten Familien sollen frühzeitig auf die Anforderungen der Arbeitswelt vorbereitet werden. Im Saarland unterstützen wir ebenfalls Stipendienprogramme für talentierte Schüler. Dazu zählen die „studienpioniere.saarland“ sowie das „Deutsche Schülerstipendium“ der Roland Berger Stiftung. Alles in allem fördern wir in diesem Jahr Bildungsprojekte mit über 6 Mio. Euro an Ruhr und Saar. Vielen Jugendlichen und Schülern kann so eine Perspektive geboten werden, die ihnen sonst sehr wahrscheinlich versagt geblieben wäre.



FRAU LÖHRMANN, WAS MUSS IM UNTERRICHT ANDERS WERDEN, DAMIT CHANCENGLEICHHEIT KEINE HOHLE FLOSKEL BLEIBT?

Löhrmann: Wir müssen die eingeschlagenen Wege konsequent weitergehen. Ich denke da zum Beispiel an das Prinzip der individuellen Förderung, das mit gutem Grund im Schulgesetz verankert ist. Es geht darum, alle Schülerinnen und Schüler in ihren Entwicklungsprozessen zu unterstützen und zu begleiten. Individuelle Förderung heißt, schlummernde Potenziale zu wecken und auszuschöpfen. Auch die Eltern wünschen sich bessere Chancen für ihre Kinder, auch wenn ihr gesamtes Potenzial nach den ersten Schuljahren vielleicht noch nicht erkennbar ist. So verwundert es nicht, dass die Schulen des längeren gemeinsamen Lernens, die Sekundar- und Gesamtschulen, bei den Eltern so beliebt sind. Diese Schulen halten die Bildungswege länger offen. Außerdem bauen wir in NRW den Ganztag, der ganz neue Möglichkeiten der Unterrichtsgestaltung zulässt, Schritt für Schritt aus. Ganztagsschulen verbinden Leben und Lernen in der Schule. Lehrerinnen und Lehrer haben mehr Zeit für einen intensiveren Zugang zu den Kindern. Gerade Kinder aus bildungsfernen Elternhäusern profitieren davon. Erfreulich ist, dass viele Angebote mit außerschulischen Partnern aus unterschiedlichen Professionen durchgeführt werden. Das sorgt für frischen Wind an den Schulen – auch beim Ausbau der individuellen Förderung und bei der Persönlichkeitsentwicklung durch kulturelle Bildung und im Sport.

UND WAS TUT DIE LANDESREGIERUNG DARÜBER HINAUS? GERADE DER ÜBERGANG VON DER SCHULE IN DEN BERUF IST FÜR SCHÜLER AUS BILDUNGSFERNEN ELTERNHÄUSERN BESONDERS SCHWIERIG.

Löhrmann: Dieser Übergang kann für alle jungen Menschen schwierig sein, aber die Möglichkeiten, sie in dieser Phase und auch schon vorher in der Entscheidungsfindung zu unterstützen, sind nicht in allen Elternhäusern gleich gut. Somit brauchen besonders auch die Kinder Hilfestellung, die in ihrem Lebensumfeld mit sozialen Problemlagen konfrontiert sind. Für sie, aber auch für alle anderen Jugendlichen geht es darum, dass wir ihr Bewusstsein über die eigenen Fähigkeiten stärken und ihnen Wissen über die Anforderungen der Berufswelt vermitteln. Mit dem Landesvorhaben „Kein Abschluss ohne Anschluss“ setzen wir genau hier an. Das Programm hilft Schülerinnen und Schülern ab der achten Klasse, ihre Talente, Neigungen und Potenziale zu bestimmen, und gibt ihnen realistischere Vorstellungen über die Berufswelt. Eltern werden dabei von Beginn an einbezogen. Sie sind wichtige Ansprechpartner ihrer Kinder und unterstützen und motivieren bei der Berufswahl. Wir hatten zuerst mit den Referenzkommunen Bielefeld, Dortmund, Mülheim,



Aachen, Kreis Borken, Kreis Siegen-Wittgenstein und dem Rheinisch-Bergischen Kreis begonnen. Jetzt, im Schuljahr 2016/17, setzen wir das Landesvorhaben nach mehrjähriger Aufbauarbeit flächendeckend in allen achten Jahrgängen der öffentlichen Schulen des Landes verlässlich um.

DIE RAG-STIFTUNG-ZUKUNFTSSTUDIE SAGT, DASS DEM REVIER NUR NOCH 10 JAHRE BLEIBEN, DAMIT DIE REGION EINE NACHHALTIGE PERSPEKTIVE HAT. SIND VOR DIESEM HINTERGRUND DIE ANGESTOSSENEN MASSNAHMEN WIRKLICH AUSREICHEND?

Bergerhoff-Wodopia: Schon in den vergangenen 15 Jahren hat sich im Bildungssystem viel bewegt und verändert. Außerschulisches Engagement ist heute viel leichter umzusetzen als früher. Wir haben gesehen, dass Neues in Schulen und bei der Ausbildung dann besonders gut funktioniert, wenn sämtliche Träger Hand in Hand arbeiten. Die RAG-Stiftung hat sich vorgenommen, ihre Förderaktivitäten im Bereich Bildung, Wissenschaft und Kultur eng mit den Ergebnissen der RAG-Stiftung-Zukunftsstudie zu verknüpfen. Folgerichtig werden wir die Projektarbeit in diesem Bereich weiter ausdehnen, um gerade Kindern aus bildungsfernen Elternhäusern im Ruhrgebiet und im Saarland eine Perspektive zu eröffnen. Dies leisten wir im Verbund mit anderen Programmen, Projekten und Initiativen der öffentlichen Hand und mit weiteren gesellschaftlichen Kräften aus der Wirtschaft und mit Bildungs- und Sozialeinrichtungen. Da bin ich doch zuversichtlich, dass wir gemeinsam in den nächsten 10 Jahren ein gutes Stück der Zielsetzung erreichen können, Bildungsgerechtigkeit unabhängig von der sozialen Herkunft herzustellen.

Löhrmann: Wir sind insgesamt in Nordrhein-Westfalen und speziell im Ruhrgebiet bei den strukturellen Anpassungen im Bildungssystem auf einem guten Weg. Das gilt ganz besonders für den Ausbau der Schulen des längeren gemeinsamen Lernens, die alle Ganztagsschulen sind. Ihre Zahl hat sich in NRW in den letzten sechs Jahren mehr als verdoppelt. Davon profitiert auch das Ruhrgebiet. Was mir dabei aber auch wichtig ist: Die Veränderungen im Bereich der Schulstruktur werden von der breiten Mehrheit aller Beteiligten mitgetragen und mitgestaltet. Wissenschaftliche Erkenntnisse und praktische Erfahrungen ersetzen zunehmend ideologische Denkblockaden, und das ist gut so. Strukturveränderungen lassen sich nicht im „Hauruck-Verfahren“ durchsetzen, das braucht Zeit. Wir sehen, dass die eingeleiteten Maßnahmen wirken. Insofern bin ich sehr zuversichtlich, dass das Ruhrgebiet schon bald eine Region sein wird, in der sich die Bildungschancen aller Kinder und Jugendlichen unabhängig von ihrer Herkunft kontinuierlich weiter verbessern – auch weil Organisationen wie die RAG-Stiftung hier kräftig mithelfen.

Junge Generation, Ruhrgebiet und Wirtschaft

„DER SCHLÜSSEL ZUM ERFOLG LIEGT IM VERZICHT AUF BEVORMUNDUNG.“

Die Diskutanten:

/ **Garrelt Duin** Minister für Wirtschaft, Energie, Industrie, Mittelstand und Handwerk des Landes Nordrhein-Westfalen

/ **Prof. Dr. Lars Feld** Direktor des Walter Eucken Instituts und Mitglied des Sachverständigenrates zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung

/ **Pierre Lohrber** Leiter Competence Center Berlin, Würth Elektronik eiSos GmbH & Co. KG

/ **Benjamin Spinola** Geschäftsführer TEAM2 Digital GmbH



DAS INTERNET DER DINGE BRAUCHT EINES GANZ SICHER: DINGE. KEIN ANDERER ORT ALS DAS RUHRGEBIET IST DESHALB SO GEEIGNET, UM DIE VERKNÜPFUNG VON DIGITALER WIRTSCHAFT UND KLASSISCHER INDUSTRIE WIRKLICHKEIT WERDEN ZU LASSEN.

Garrelt Duin

DAS RUHRGEBIET SOLLTE SEINE INNOVATIONSKRAFT DURCH MEHR SPIN-OFFS AN UNIVERSITÄTEN STÄRKEN. DAZU SIND VOR ALLEM ANDERE UNIVERSITÄTSSTRUKTUREN UND WENIGER STAATLICHE BEVORMUNDUNG NOTWENDIG.

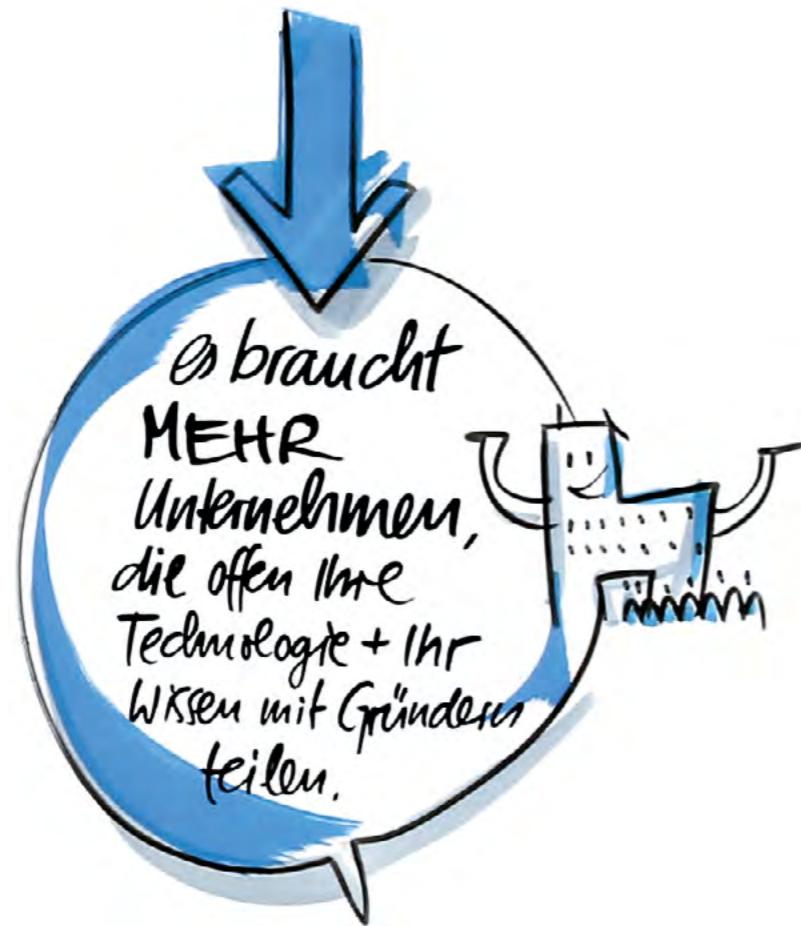
Prof. Dr. Lars Feld

START-UPS BRAUCHEN LANGFRISTIG EINEN STARKEN PARTNER, DER WISSEN UND ERFAHRUNGEN MIT IHNEN TEILT. DIESES VERSTÄNDNIS HAT SICH IN BERLIN DURCHGESETZT UND MACHT DIE HAUPTSTADT ALS STANDORT FÜR GRÜNDER UND ETABLIERTE UNTERNEHMEN SO ATTRAKTIV.

Pierre Lohrber

ICH BIN ALS GRÜNDER INS RUHRGEBIET GEKOMMEN, WEIL DER WANDEL IM REVIER ENERGIE FREISETZT, DIE ES FÜR START-UPS UND DIE REALISIERUNG VON IDEEN SO DRINGEND BRAUCHT.

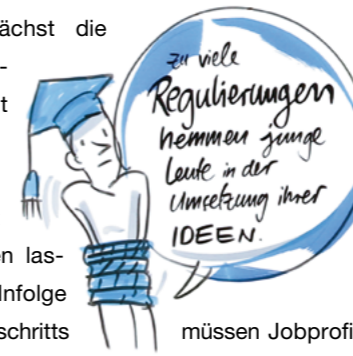
Benjamin Spinola



Die Zukunft der Ruhrwirtschaft bleibt im Kern industriell, ist (digital) vernetzt und vor allem innovativ in Organisation und Ausrichtung der Geschäftsmodelle, so eine Zukunftsprojektion der Experten der RAG-Stiftung-Zukunftsstudie. Gegenwärtig ist das Revier davon noch ein Stück weit entfernt. Kooperationen zwischen Unternehmen und lokalen Forschungseinrichtungen sind unterentwickelt. Gründer gibt es im Vergleich zu anderen Regionen nur wenige. Wer Unternehmer werden will, geht nach Berlin, Hamburg oder München; insgesamt werden die Chancen der Digitalisierung für die Industriewirtschaft an der Ruhr nicht ausreichend wahrgenommen und genutzt. Wie kann das Ruhrgebiet von der Digitalisierung profitieren und sich hier in besonderer Weise profilieren?

Wie bekommen wir mehr Start-ups in die Region? Und wie müssen sich dafür die politischen Rahmenbedingungen verändern? Die Digitalisierung als strategische Aufgabe der Unternehmen verstehen, Ausgründungen aus Universitäten ermöglichen und Orte schaffen, an denen Gründungswillige, Kapitalgeber, Unternehmer und die Politik zusammenkommen und gemeinsam nach Lösungen suchen; das waren im Kern die Vorschläge für eine digitalisierte Industriewirtschaft und für mehr Start-ups im Revier. Dafür sind jedoch andere Rahmenbedingungen notwendig. Insbesondere Gründer brauchen mehr Freiheit, um sich zu entfalten. Aktuell stehen Bürokratien manchem Start-up-Vorhaben noch im Wege.

Lars Feld beschrieb zunächst die Auswirkungen der Digitalisierung auf die Arbeitswelt und die Wirtschaftsstrukturen im Ruhrgebiet. Algorithmen werden nicht Arbeitsplätze obsolet werden lassen, sondern Tätigkeiten. Infolge des raschen technischen Fortschritts müssen Jobprofile immer wieder neu definiert werden. Die Antwort darauf kann nur sein: stetige Qualifikation und Weiterbildung – insbesondere in den Unternehmen –, und zwar in einer viel höheren Taktung, als wir es heute kennen.



Feld führte weiter aus, dass in industriellen Gebieten die Akzeptanz von neuen Industrien größer ist als anderswo. Industrie zieht Industrie an und nicht App-Entwickler. Das sollte sich das Ruhrgebiet zu Nutzen machen und zugleich auf eine digitale Vernetzung der Unternehmen setzen. Dadurch können starke wirtschaftliche Impulse in der Region entstehen, so Feld. Darüber hinaus regte er an, für mehr Spin-offs an Universitäten zu sorgen. Dazu sind veränderte Universitätsstrukturen notwendig, die Ausgründungen aus der Wissenschaft forcieren und nicht bremsen. Mindestens genauso wichtig ist es, den Gründern genügend Freiheit zu lassen. Man hält die Leute vor Ort, wenn sie ihre Ideen im Revier umsetzen können. Wenn das Gefühl entsteht, mit dem Tag der Gewerbeanmeldung gleich vom Staat gegängelt zu werden, gehen die Leute woandershin. Die Landesregierung hat eine gewisse Verantwortung, Freiräume zu gewähren. Schließlich legt sie einen Teil der Regulierung fest, so Feld.

Garrelt Duin entgegnete, dass die Landesregierung beim Thema Start-ups alles andere als untätig ist. Sie schafft Orte, an denen Gründer, Kapitalgeber, Mittelständler und Industrieunternehmer zusammenkommen und Möglichkeiten der Zusammenarbeit ausloten. Es geht darum, sich nicht gegenseitig das Wasser abzugraben, sondern Ideen gemeinsam auf den Weg zu bringen. Das muss die Strategie für das Ruhrgebiet sein. Duin räumte durchaus Defizite bei der Förderung von Start-ups ein. Die Rahmenbedingungen für Venture-Capital sind nicht ideal und sollten an einigen Stellen geändert werden. Auch im Steuerrecht gibt es auf der Bundesebene einige Anknüpfungspunkte, um Gründungen zu erleichtern.

An die Adresse der Unternehmen richtete Duin den Appell, sich der Digitalisierung mehr zuzuwenden und sie als strategische Aufgabe zu verstehen. Es ist ein großer Fehler, die Digitalisierung nur als Aufgabe der IT-Abteilung zu werten. Die Unternehmen des Ruhrgebiets laufen Gefahr, die großen Chancen, die sich mit digitalen Technologien verbinden, zu verpassen. Zugleich mahn-



te Duin bei der Standortwahl für Investitionen mehr Lokalpatriotismus an. Es gibt Unternehmen, die hier mit gutem Beispiel vorangehen. Das Bekenntnis der Ruhrwirtschaft zur Region könnte jedoch üppiger ausfallen, kritisierte der Wirtschaftsminister.

Pierre Lohrber bewertete die Standortqualität für Gründer und Spin-offs aus der Perspektive der baden-württembergischen Würth Elektronik. Das Unternehmen hat in Berlin ein Competence Center eröffnet und sucht dort die Nähe zu wissenschaftlichen Einrichtungen und Start-ups und die Zusammenarbeit mit diesen. Würth Elektronik hat sich für Berlin als Standort entschieden, weil in der Hauptstadt die Voraussetzungen für Start-ups nahezu ideal sind. Die Infrastruktur ist gut ausgebaut. Plattformen für den Austausch gibt es reichlich, so Lohrber. Zudem funktioniert die Zusammenarbeit zwischen Wirtschaft und Politik reibungslos. Es ist in Berlin ein Klima entstanden, das junge Leute mit Ideen magisch anzieht. Würth Elektronik will davon profitieren und bietet umgekehrt viele Leistungen und Know-how für potenzielle Gründer an. Manchmal reichen einfache Dinge wie Räume mit guter technischer Ausstattung, um Ideen zu realisieren. Es zeigt sich, dass die Verbindung aus großem Unternehmen und Start-up sehr gut funktioniert und beide Seiten profitieren, führte Lohrber aus. Ohne einen starken Partner an ihrer Seite haben es die Unternehmensgründer auf Dauer schwer.

Das bestätigte **Benjamin Spinola** und forderte mehr Offenheit seitens der Unternehmen gegenüber Gründern. Know-how, Technologien und strategische Entwicklungsansätze sind



häufig ein wohlgeheutes Geheimnis. Dass Unternehmen nicht ihr gesamtes Wissen möglichen Gründungspartnern gratis auf dem Silbertablett servieren, versteht sich von selbst. Aber mehr Einsicht zuzulassen wäre wichtig, damit Unternehmen und Start-ups gemeinsam Innovationen entwickeln können. Als Vorbild könnte die IT-Welt dienen. Beim Open-Source-Ansatz wird der Quellcode eines Programms komplett offengelegt. Jeder Programmierer ist eingeladen, mit seinen Ideen die Software zu erweitern oder zu verbessern. In der Industrie hat diese Form der Zusammenarbeit bislang keinen Einzug erhalten, so Spinola. Gerade in der Industrieregion Ruhrgebiet, die den politischen Willen zu mehr Gründungen zeigt, wäre an dieser Stelle mehr Mut notwendig. Trotz mancher Defizite sieht Spinola das Revier auf einem guten Weg. In der Region ist ein Wandel im Gange. Man hat die Chance, diesen Wandel mitzugestalten. Daraus entsteht jene Energie, die für Start-ups und Innovationen so wichtig ist.

Nähere Informationen erhalten Sie online:



ZUKUNFTS

FORUM

ESSEN → 9. Juni 2016

Impulse für ein junges Ruhrgebiet

Herzlich Willkommen!
 Neue Perspektiven
 gelingen nur im DIALOG
 STUDIE soll MUT machen!

Wir brauchen MEHR
 DYNAMIK & mehr
 Wachstum!
 Wandel können wir!

Es braucht Zuversicht &
 Wille zum Anpacken!

Schenken Sie
Aufmerksamkeit
 gehen Sie auf die
Bedürfnisse ein

Beteiligung ist ein wichtiger
 Themen für junge Menschen

Anerkennung
 ist heute durch andere
 Faktoren gekoppelt

Digitalisierung
 ist kein Thema sondern
 eine Selbstverständlichkeit!
 besonders in der
 Nestbauphase

Zentrale
 Bedürfnisse
 Lustgewinn
 Sicherheit
 Bindung
 Selbstwert-
 erhöhung

Verwenden Sie
Story-Telling
 um Ihre Themen zu
 kommunizieren

WAS WOLLEN
 JUNGHE MENSCHEN?

IST die Stadt
 in der ich lebe Cool?

WAS WOLLEN
 JUNGHE MENSCHEN?

WAS WOLLEN
 JUNGHE MENSCHEN?

WAS WOLLEN
 JUNGHE MENSCHEN?

WAS WOLLEN
 JUNGHE MENSCHEN?

WAS WOLLEN
 JUNGHE MENSCHEN?

WAS WOLLEN
 JUNGHE MENSCHEN?

WAS WOLLEN
 JUNGHE MENSCHEN?

WAS WOLLEN
 JUNGHE MENSCHEN?

WAS WOLLEN
 JUNGHE MENSCHEN?

WAS WOLLEN
 JUNGHE MENSCHEN?

WAS WOLLEN
 JUNGHE MENSCHEN?

WAS WOLLEN
 JUNGHE MENSCHEN?

WAS WOLLEN
 JUNGHE MENSCHEN?

WAS WOLLEN
 JUNGHE MENSCHEN?

WAS WOLLEN
 JUNGHE MENSCHEN?

WAS WOLLEN
 JUNGHE MENSCHEN?

WAS WOLLEN
 JUNGHE MENSCHEN?

WAS WOLLEN
 JUNGHE MENSCHEN?

WAS WOLLEN
 JUNGHE MENSCHEN?

WAS WOLLEN
 JUNGHE MENSCHEN?

WAS WOLLEN
 JUNGHE MENSCHEN?

WAS WOLLEN
 JUNGHE MENSCHEN?

WAS WOLLEN
 JUNGHE MENSCHEN?

WAS WOLLEN
 JUNGHE MENSCHEN?

WAS WOLLEN
 JUNGHE MENSCHEN?

WAS WOLLEN
 JUNGHE MENSCHEN?

WAS WOLLEN
 JUNGHE MENSCHEN?

WAS WOLLEN
 JUNGHE MENSCHEN?

WAS WOLLEN
 JUNGHE MENSCHEN?

WAS WOLLEN
 JUNGHE MENSCHEN?

WAS WOLLEN
 JUNGHE MENSCHEN?

WAS WOLLEN
 JUNGHE MENSCHEN?

WAS WOLLEN
 JUNGHE MENSCHEN?

WAS WOLLEN
 JUNGHE MENSCHEN?

WAS WOLLEN
 JUNGHE MENSCHEN?

WAS WOLLEN
 JUNGHE MENSCHEN?

WAS WOLLEN
 JUNGHE MENSCHEN?

WAS WOLLEN
 JUNGHE MENSCHEN?

WAS WOLLEN
 JUNGHE MENSCHEN?

WAS WOLLEN
 JUNGHE MENSCHEN?

WAS WOLLEN
 JUNGHE MENSCHEN?

WAS WOLLEN
 JUNGHE MENSCHEN?

WAS WOLLEN
 JUNGHE MENSCHEN?

Junge Generation, Ruhrgebiet & LEBENSQUALITÄT

Schwarmstädte
 brauchen:

- I es müssen junge Menschen vorhanden sein
- II es braucht eine Hochschule
- III es braucht ein attraktives Zentrum
- IV es braucht ein städtisches Unique Selling Point (eine Botschaft)

die junge Generation will **Veränderungen** vorantreiben und sich mit **Neuen IDEEN** einbringen.

- ★ bezahlbare Wohnungen
- ★ ein guter ÖPNV
- ★ KITA's (Beruf + Familie)
- ★ Marke Ruhrgebiet verbessern

es braucht **Kooperation**...
 keine Neuordnung der Metropolregion

es braucht eine **eigene QUALITÄT**, ein Thema für die Stadt (Region) steht!

Fokus statt Gießkanne!

es braucht es für die Wahrnehmung **EIN Zentrum?**

es braucht es für die Wahrnehmung **EIN Zentrum?**

es braucht **»Rückkehrer-Idole«** die eine Magnetwirkung ausstrahlen

es braucht es für die Wahrnehmung **EIN Zentrum?**

es braucht es für die Wahrnehmung **EIN Zentrum?**

es braucht es für die Wahrnehmung **EIN Zentrum?**

es gibt überall **Perlen**, um neue Ideen zu entwickeln

es braucht es für die Wahrnehmung **EIN Zentrum?**

es braucht es für die Wahrnehmung **EIN Zentrum?**

die **Gründer-Szene** im Ruhrgebiet holen

es braucht es für die Wahrnehmung **EIN Zentrum?**

es braucht es für die Wahrnehmung **EIN Zentrum?**

Polyzentrik des Ruhrgebietes ein Vorteil?

es braucht es für die Wahrnehmung **EIN Zentrum?**

es braucht es für die Wahrnehmung **EIN Zentrum?**

GLÜCK AUF ZUKUNFT

RAG STIFTUNG

RAG

andreas.gaertner@kommunikationsbau.de @gaertner_visual f.com/gaertner.visual

„Im Ruhrgebiet entsteht gerade eine Energie, die Gründern viel Auftrieb gibt.“

Benjamin Spinola



Benjamin Spinola ist Gründer und Geschäftsführer von TEAM2 Digital in Dortmund. Davor ist er bereits zweimal mit Gründungen gescheitert. Er kennt die Szene und ordnet das Ruhrgebiet als Adresse für Start-ups ein.

DIE MEISTEN GRÜNDER ZIEHT ES NACH BERLIN.

SIE HABEN SICH FÜR DAS RUHRGEBIET ENTSCHIEDEN. WARUM?

Berlin und auch Hamburg oder München sind sicher gute Orte für Unternehmensgründungen. Ich habe in München studiert und gearbeitet – kenne die Gegebenheiten. Die Gründerszene dort profitiert von den vielen erfolgreichen Tech-Unternehmen und der Dichte an Investoren. München hat zudem international einen guten Ruf, was für die Existenz von Start-ups und deren Wachstum wichtig ist. Dass ich dennoch ins Ruhrgebiet gegangen bin, hat auch viel mit Heimat zu tun. Ich bin im Revier groß geworden und habe noch viele Freunde hier. Ein privates Netzwerk

ist für den Start in die Selbstständigkeit enorm wichtig. Ideen lassen sich im Freundes- und Bekanntenkreis ausprobieren. Unterstützung lässt sich leichter organisieren, ohne viel Geld in die Hand nehmen zu müssen. Ich kenne die relevanten Anlaufstellen und weiß, wie die Region tickt. Das sind Vorteile, die ich in München in diesem Ausmaß nicht hatte. Außerdem kommt im Revier mehr und mehr das Gefühl auf, dass sich etwas bewegen lässt. Dadurch entsteht eine Energie, die insbesondere Gründern viel Auftrieb gibt.

WARUM MACHEN ES DIE MEISTEN DANN ANDERS ALS SIE UND GRÜNDEN IN BERLIN?

Das hat auch sicherlich etwas mit dem Hype zu tun, der um Berlin gemacht wird. Start-ups und die Hauptstadt treten im öffentlichen Raum fast immer im Doppelpack auf. Die Stadt hat es verstanden, sich in den vergangenen Jahren als Gründermetropole national wie international sehr gut zu inszenieren. Dass auch anderswo vitale Gründerszenen existieren und interessante digitale Geschäftsformate entstehen, bleibt vielen verborgen. Das ist bedauerlich, denn gerade im Ruhrgebiet gibt es mehrere Orte – wie das Technologiezentrum rund um die Uni-

versität Dortmund –, die mit guten Voraussetzungen für Gründungen punkten können. Das Ruhrgebiet und seine Menschen verstehen sich immer noch als eine Region der Großindustrie. Folglich fehlt weitestgehend noch die Überzeugung, dass aus einem kleinen Start-up etwas Großes werden kann. Leuchtturmprojekte gibt es hier im Revier einige. Sie müssen aber mehr nach außen getragen werden. Das würde helfen, das Ruhrgebiet als interessanten Ort für Gründer zu präsentieren.

HANDELT ES SICH ALSO NUR UM EIN IMAGEPROBLEM?

Die Strukturen im Ruhrgebiet sind nicht perfekt. Plattformen für Gründer zur Vernetzung gibt es wenige. Und diese bieten auch nicht allzu viel an. Heißt: Wenn man sich als Gründer im Ruhrgebiet versucht, benötigt man sehr viel Engagement. Gerade Außenstehende ohne bestehende Kontakte haben es im Revier schwer. Sie kennen niemanden und werden beim Aufbau eines für die Gründung so wichtigen Netzwerks auch noch alleingelassen.

Was ebenfalls problematisch ist, sind die aktuellen Signale der großen Konzerne im Ruhrgebiet. Sie kehren mit ihren digitalen Aktivitäten dem Revier den Rücken und suggerieren, dass hier mit digitalen Geschäftsmodellen kein Blumentopf zu gewinnen ist. Strategische Entscheidungen dieser Art sind fatal für eine Region, die sich Digitalisierung groß auf die Fahnen geschrieben hat.

DAS KLINGT NICHT GERADE NACH ROSIGEN AUSSICHTEN FÜR DAS RUHRGEBIET.

Ich habe zwei gescheiterte Existenzgründungen hinter mir und habe den dritten Anlauf im Ruhrgebiet genommen. Die Region hat ihre Schwächen. Es gibt jedoch auch viele Aspekte, die richtig gut für Gründer sind. Büroräume sind zum Beispiel sehr günstig. Es lässt sich mit wenig Geld schon eine gute private Infrastruktur aufbauen. Gleichzeitig spürt man eine wachsende Zugewandtheit gegenüber Firmengründern. Viele Strukturen werden gerade umge-

baut oder entwickeln sich neu. Auf der politischen Seite hat man die regionalökonomische Bedeutung von Start-ups erkannt und verbessert die Rahmenbedingungen dafür. Plattformen entstehen, die Investoren und junge Leute mit Ideen zusammenbringen. Es läuft zwar noch nicht alles rund. Doch in dieser Phase des Aufbruchs und der Neuorientierung dabei zu sein, macht Spaß und eröffnet viele Gestaltungsoptionen.

IN WELCHE RICHTUNG SOLLTE SICH DAS RUHRGEBIET ENTWICKELN? ANDERE METROPOLEN EINFACH ZU KOPIEREN, FUNKTIONIERT DOCH NICHT.

Das Ruhrgebiet hat seine ökonomischen Wurzeln in der Industrie. Auch wenn die Dienstleistungsbranche in den vergangenen Jahren an Boden gewonnen hat, so bleibt die Industrie ein Kennzeichen der Region. Gleichzeitig brauchen Start-ups in der Regel starke Partner. Es wäre denkbar, dass das Ruhrgebiet hauptsächlich solche Gründer anzieht, die Angebote für die industrielle Produktion erarbeiten. Das setzt jedoch auf der Seite der Revierkonzerne voraus, dass sie ihr Know-how zugänglicher machen. Dadurch würden sie externen Entwicklern die Chance geben, ihre Ideen einfließen zu lassen und in Kooperationen Innovationen zu schaffen. Ein großer Online-Händler aus

Berlin führt im Ruhrgebiet regelmäßig Entwicklerkonferenzen durch. Er legt seine Technologie zu einer bestimmten Fragestellung komplett offen und sucht gemeinsam mit den Teilnehmern nach Lösungen. Für die Entwickler bietet sich die Chance auf eine längere Zusammenarbeit mit dem Online-Händler. Der Online-Händler wiederum profitiert von einem beschleunigten Entwicklungsprozess. Es wäre zum Vorteil aller, wenn die Unternehmen des Reviers ebenfalls mehr Mut beweisen und größere Offenheit zeigen. Sie werden überrascht sein, welche Innovationschübe dadurch möglich sind.

Prof. Dr. Lars Feld analysiert als Wirtschaftsweiser die Herausforderungen von Industrieregionen im Wandel. Anknüpfend an seine Anregungen auf dem Zukunftsforum zeigt er auf, wie das Ruhrgebiet wieder zu einem Wachstumspfad zurückfindet.

Drei Vorschläge für mehr Prosperität im Ruhrgebiet

Meinungsartikel von Prof. Dr. Lars Feld



Wer durch die Fußgängerzonen der Städte des Ruhrgebiets bummelt, bekommt einen sehr guten Eindruck davon, wie es wirtschaftlich um das Revier bestellt ist. Billigketten und verwaiste Geschäfte prägen das Bild. Die Kaufkraft reicht nicht, um Ladeninhabern in Einkaufszentren und in Fußgängerzonen einen auskömmlichen Umsatz zu beschern. Dieser ernüchternde Eindruck wird seit Beginn des Jahres durch die amtliche Statistik bestätigt. Die Wirtschaft in Nordrhein-Westfalen wächst nicht mehr. Ausgerechnet zum 70. Geburtstag des Landes bekommt es die rote Laterne überreicht. Kein anderes Bundesland stand 2015 beim Wirtschaftswachstum schlechter da als das einstige Zugpferd der deutschen Wirtschaft. Der Verantwortliche ist schnell ausgemacht: das Ruhrgebiet. Rechnet man nämlich die Region zwischen Duisburg und Hamm aus der Statistik heraus, schafft es NRW immerhin auf einen ordentlichen Platz im Mittelfeld. Was ist also zu tun, damit das Revier nicht Bremsklotz bleibt, sondern wieder Motor der nordrhein-westfälischen Wirtschaft wird? Drei Vorschläge dazu:

1 Weichen für eine neue Industrie stellen. Das Ruhrgebiet ist mit der Industrie groß geworden. Kohle und Stahl haben den Menschen in der Region Arbeit gegeben und einen Wirtschaftsaufschwung im ganzen Land angestoßen. Warum nicht wieder an den Erfolgen der Vergangenheit anknüpfen? Das Sauerland oder das Münsterland führen vor, wie modern und leistungsstark Industrien heute sein können und welche Produktivitätsschübe mit ihnen möglich sind. Die Voraussetzungen für eine Revitalisierung der Industrie im Ruhrgebiet sind zudem gut. Die jahrzehntelange Erfahrung mit der Montanindustrie, die dichte Verkehrsinfrastruktur, die hohe Bevölkerungsdichte und die verbreitete Akzeptanz von industrieller Produktion im großen Maßstab sprechen klar für die Region. Allerdings unterscheidet sich der genetische Code der Industrie des 21. Jahrhunderts deutlich von jenem der Revierkonzerne vergangener Tage. Fertigungen sind heute hochagil, anpassungsfähig und sehr gut vernetzt und werden getragen von flexiblen Arbeits- und Produktmärkten. Industriearbeit im Verständnis des 20. Jahrhunderts mit starren Arbeitszeitregelungen, hohen tariflichen Löhnen und üppigen Zulagen passt nicht mehr in die Zeit – gerade wenn es darum geht, im Wettbewerb mit anderen Regionen Boden gutzumachen oder sich sogar an die Spitze vorzuarbeiten.

2 Der Digitalisierung die Hand reichen. Eine moderne Industrie im Ruhrgebiet setzt konsequent auf die Digitalisierung. Und hier geht es nicht nur um eine bessere und engere Vernetzung von Herstellern und Zulieferern, wie es aus der Just-in-time-Produktion in der Automobilindustrie bekannt ist. Digitalisierung meint vielmehr, neue Geschäftsfelder zu erschließen, neben industriellen Kernprodukten digitale Dienstleistungen anzubieten. Die Herausforderung ist in erster Linie eine ökonomische und keine technische. Auf Basis seiner industriellen Kerne könnte sich das Ruhrgebiet zum Vorbild einer modernen und digitalisierten Wirtschaft entwickeln. Gefordert sind dafür ein ganzheitliches Verständnis von Digitalisierung in den Unternehmen selbst und deutlich mehr Engagement und Fantasie seitens der Politik. Anstatt neue Fördertöpfe auszuloben und zusätzliche Regeln einzuführen, wäre genau das Gegenteil richtig: Freiheiten schaffen und Bevormundung unterlassen. Wenn Unternehmen – klein wie groß – im Ruhrgebiet den Eindruck gewinnen, sie haben hier Freiheitsgrade, die ihnen woanders verwehrt bleiben, kann sich viel unternehmerische Kreativität und volkswirtschaftliche Produktivität entfalten.

3 Aus dem vorhandenen Wissen mehr machen. 250.000 Studenten im Ruhrgebiet sind eine beeindruckende Zahl. Die Wissensakkumulation ist enorm. Theoretisch ist genug „Humankapital“ vor Ort, um das Revier wirtschaftlich wieder auf Vordermann zu bringen. Doch leider zieht es zu viele junge Leute nach dem Studium in andere Regionen. Die Lebensqualität und die Arbeitsplätze sind dort auf den ersten Blick besser. Eine Möglichkeit gegenzusteuern besteht darin, Unternehmensgründungen im Revier erheblich zu erleichtern. Erfahrungen in den USA zeigen, dass insbesondere Universitäten ein ertragreicher Nährboden für Spin-offs sind. Herausragende Ideen lassen sich meist unkompliziert in Geschäftsmodelle transformieren. Die Netzwerke der Universität helfen beim Start in die Selbstständigkeit – zum Beispiel bei der Suche nach einem Investor. Doch die Strukturen dafür sind an deutschen Hochschulen und insbesondere im Ruhrgebiet kaum vorhanden. Die bürokratischen Anforderungen an die Firmengründer sind extrem hoch. Die Netzwerke der Professoren sind anreizbedingt auf die Wissenschaft ausgelegt. Bei der Suche nach willigen Kapitalgebern sind sie daher keine allzu große Hilfe. Universitätsstrukturen müssten so verändert werden, dass sie Verflechtungen mit der Wirtschaft befördern und nicht behindern. Auch die Studieninhalte müssten anders ausgerichtet sein. Vorbereitungen auf die Selbstständigkeit sollten deutlich mehr Raum einnehmen, als es gegenwärtig der Fall ist. All das vorausgesetzt könnten sich die Universitäten im Ruhrgebiet zu attraktiven Start-up-Hubs entwickeln. Mehr Studenten blieben in der Region, ganz neue Unternehmen und Branchen würden entstehen und die Innovationskraft des Ruhrgebiets würde davon erheblich profitieren. Die vorgeschlagenen Maßnahmen kosten nicht einmal viel Geld. Was es braucht, sind mehr Freiheiten und intelligente Regeln. Risikokapital für Gründungen kommt dann von ganz alleine.

Ruhrgebiet und Integration

„DIE WOHNSTITZAUFLAGE MACHT DIE STEUERUNG VON QUARTIEREN ERST MÖGLICH.“

Die Diskutanten:

/ **René Kreichauf** M.A. Urban Studies, Doktorand an der Graduate School of North American Studies der Freien Universität Berlin

/ **Thomas Kufen** Oberbürgermeister der Stadt Essen

/ **Prof. Dipl.-Ing. Christa Reicher** Leiterin des Fachgebietes Städtebau, Stadtgestaltung und Bauleitplanung der TU Dortmund



INTEGRATIONSPOLITIK GELINGT, WENN WIR SIE MEHR AUS DER PERSPEKTIVE DER FLÜCHTLINGE DENKEN UND NICHT AUSSCHLISSLICH AUS DEM BLICKWINKEL DER AUFNAHMEGESELLSCHAFT.

René Kreichauf

OHNE ZUWANDERUNG UND GELUNGENE INTEGRATION IM RUHRGEBIET WÜRDEN HIER HEUTE KEIN OBERBÜRGERMEISTER STEHEN, SONDERN EIN DORFVORSTEHER.

Thomas Kufen

DIE RÄUMLICHEN VORAUSSETZUNGEN FÜR INTEGRATION IM RUHRGEBIET SIND HERVORRAGEND. STRATEGIEN UND ZAHLEN SIND BEKANNT. WIR BRAUCHEN MEHR UMSETZUNGSWILLEN IN DER REGION.

Prof. Dipl.-Ing. Christa Reicher



Im vergangenen Jahr sind annähernd eine Million Flüchtlinge nach Deutschland gekommen. Mit großen Kraftanstrengungen und mit der Unterstützung vieler freiwilliger Helfer ist es den Kommunen gelungen, die Flüchtlinge in Erstunterkünften unterzubringen und ihre Grundversorgung sicherzustellen. Große Integrationsaufgaben stehen nun an. Hierbei geht es auch um die Frage, wo und wie Migranten dauerhaft wohnen sollen. Die Sorge vor neuen sozialen Brennpunkten ist groß – gerade im Ruhrgebiet. Als probates Mittel gegen Quartiersabschottung gelten gemischte Bezirke. Die Nähe der Bewohner führt zu mehr Austausch und Verständigung; der Schritt für Migranten in die Gesellschaft wird kleiner. Das geplante Integrationsgesetz der Bundesregierung folgt mit der Wohnsitzzuweisung dieser Logik. Andererseits können auch gezielt entwickelte Enklaven zur Integration beitragen. Sie schaffen Vertrautheit für Ankömmlinge und erlauben ein vorsichtiges Herantasten an die Kultur des Ankunftslandes.

Wie wird die Flüchtlingssituation in den Kommunen des Ruhrgebiets wahrgenommen? Welche Voraussetzungen und Möglichkeiten bietet das Revier bei der langfristigen Unterbringung?

Die Diskussion legte die Problematik der Erstaufnahme von Flüchtlingen offen und zeigte Wege für die Integration auf. Massenunterkünfte sind notwendig – auch wenn sie die Integration zunächst erschweren. Sie erleichtern die Gesundheitsversorgung von Migranten und machen die räumliche Steuerung von Integration erst möglich. Die Wohnsitzauflage des Integrationsgesetzes spaltete die Experten. Einerseits erlaubt sie Kontrolle über die räumliche Verteilung von Migranten und verhindert eine unkontrollierte Ghettobildung. Andererseits beschränkt sie die freie Wahl des Wohnsitzes, was Flüchtlinge zu Menschen zweiter Klasse machen kann. Seine erfolgreiche Integrationstradition wird dem Ruhrgebiet helfen, Einwanderung und Integration als Chance zu begreifen und für sich zu nutzen.

Thomas Kufen bezeichnete das Jahr 2015 als Ausnahmejahr. Noch vor eineinhalb Jahren hätte eine Prognose von annähernd einer Million Flüchtlingen, die Deutschland erreichen, vermutlich zu allgemeinem Kopfschütteln geführt. Noch weniger hätte jemand erwartet, dass Deutschland in der Lage sei, eine so große Zahl von Menschen innerhalb so kurzer Zeit aufzunehmen, ohne dass das Land aus den Angeln gehoben würde.



Doch es ist gelungen und alle können stolz auf diese Leistung sein, betonte Kufen.

Essen hat dafür viel Improvisation, Flexibilität und insbesondere ein großes ehrenamtliches Engagement der Bürgerschaft bewiesen. Es haben aber kurzfristig Zeltstädte eingerichtet werden müssen, um all die Menschen unterzubringen.

Dies ist keine ideale Unterbringung, weil sie unter anderem in hohem Maße die Privatsphäre der Menschen einschränkt. Dort ist jedoch etwa eine medizinische Versorgung viel leichter und besser zu organisieren. Auch ist bei vielen Flüchtlingen offen, ob ihr Asylantrag genehmigt wird. Diese Menschen gleich in Wohnungen zu vermitteln – die zum Teil gar nicht vorhanden sind –, ist deswegen vorschnell.

Damit der Integrationsprozess erfolgreich anlaufen kann, muss der Aufenthaltsstatus geklärt sein, so Kufen, der hier ein schnelleres Verfahren forderte.

Flüchtlinge, die in einer festen Wohnung in gemischten Quartieren leben, haben wesentlich bessere Möglichkeiten, soziale Beziehungen zu ihrer unmittelbaren Nachbarschaft aufzubauen und sich in die Stadtgesellschaft einzugliedern. Daher befürwortete Kufen die Wohnsitzauflage des Integrationsgesetzes. Dennoch bleiben Probleme. Flüchtlinge mit Bleibeperspektive werden zum Beispiel beim Thema Wohnraum mit sozial schwachen Familien, Berufseinsteigern oder Studenten konkurrieren. Hier müssen Politik und Gesellschaft streng darauf achten, einen Interessensausgleich sicherzustellen. Ansonsten werden Vorbehalte gegenüber Flüchtlingen in der Bevölkerung wachsen, prognostizierte Kufen.

René Kreichauf machte deutlich, dass die Massenunterbringung gesetzlich bereits in den 1980er Jahren eingeführt wurde. Seiner Ansicht nach verfolgt die Politik bis heute das Ziel der Abschreckung, Kontrolle und Konzentration von Flüchtlingen. Zudem sind Migranten in ihren Grundfreiheiten eingeschränkt. Sie dürfen sich nicht frei bewegen, dürfen nicht arbeiten, dürfen nicht dort leben, wo sie leben möchten. Kreichauf sieht darin ein erhebliches Integrationshemmnis. Folglich lehnt er auch die Wohnsitzauflage des Integrationsgesetzes ab, weil sie eine

rechtliche wie gesellschaftliche Benachteiligung von Migranten schafft. Es ist den Geflüchteten kaum vermittelbar, dass ihnen grundsätzliche Menschenrechte (oder auch nur Rechte) wie die Freizügigkeit (oder Wohnortwahl) versagt bleiben, die für deutsche Staatsbürger wiederum selbstverständlich sind. Kreichauf fordert insgesamt eine Integrationspolitik, die die Bedürfnisse von Geflüchteten in den Mittelpunkt stellt und Politik für die Betroffenen und nicht gegen sie macht. Dabei sollte berücksichtigt werden, dass es „den Flüchtling“ nicht gibt. Die Interessen der Menschen sind unterschiedlich. Auf diese Vielfalt sollten politische Entscheidungsträger bereits bei der Aufnahme reagieren. Dazu gehört auch, den Flüchtlingen mehr Autonomie für ihre Selbstentfaltung und -organisation zu geben, merkte Kreichauf an.

Christa Reicher betrachtete als Architektin und Städteplanerin Integration aus der Perspektive der räumlichen Struktur. Und hier verfügt das Ruhrgebiet über hervorragende Rahmenbedingungen, um Integration konstruktiv gestalten und organisieren zu können. Es gibt im Vergleich zu anderen Ballungsräumen insgesamt noch ausreichend Wohnraum. Darüber hinaus verfügt das Ruhrgebiet über eine bewährte Integrationstradition. Im Rückblick ist nicht immer überall Integration gelungen. In der Gesamtschau jedoch gibt es im Ruhrgebiet – stark unterstützt durch den Bergbau – ein gutes Miteinander von Einheimischen und Migranten, schlussfolgerte Reicher.



Aus der positiven Erfahrung heraus befürwortete Reicher die Wohnsitzauflage. Aus Sicht einer Städteplanerin müssen Steuerung und die gezielte Entwicklung von Vierteln möglich sein. Und das bedeutet schlussendlich, dass sich Menschen in einem Gastland dieser Notwendigkeit unterordnen müssen – auch wenn sie lieber unter ihresgleichen leben und gemeinsam den Alltag bestreiten wollen. Am Beispiel der Dortmunder Nordstadt wird sichtbar, was passiert, wenn Kommunen bei der räumlichen Integration ihre Gestaltungskompetenz zum Teil verlieren.

Reicher appellierte an die Verantwortlichen und Entscheider im Ruhrgebiet, damit aufzuhören, nur über Zahlen und Strategien zu reden. Sie plädierte für einen „Do-Tank“, der das planerische Know-how, die vielen guten Konzepte und Integration wirklich umsetzt. Das würde dem Ruhrgebiet deutlich mehr helfen als die vielen Debatten, die seit Jahrzehnten – und zumeist nebeneinander – geführt werden.

Nähere Informationen erhalten Sie online:



„DIE VORZÜGE DES REVIERS MÜSSEN BESSER ERZÄHLT WERDEN.“

Die Diskutanten:

/ **Andreas Tyrock** Chefredakteur der WAZ

/ **Oliver Auster** Redaktionsleiter BILD NRW

/ **Dr. Reiner Burger** Landeskorrespondent für Nordrhein-Westfalen, Frankfurter Allgemeine Zeitung

/ **Dr. Reiner Klingholz** Direktor des Berlin-Instituts für Bevölkerung und Entwicklung

/ **Prof. Dr. Oliver Scheytt** ehemaliger Geschäftsführer RUHR.2010 GmbH und Beigeordneter der Stadt Essen a. D.



DIE MENSCHEN IM RUHRGEBIET SOLLTEN MEHR SOUVERÄNITÄT IM UMGANG MIT IHRER REGION ZEIGEN.

VIEL POSITIVES IM REVIER BLEIBT DESWEGEN UNERZÄHLT. DARUNTER LEIDET DAS IMAGE.

Andreas Tyrock

DAS EINZIGE, WAS DIE MENSCHEN IM RUHRGEBIET VERBINDET, IST DIE A 40. WICHTIGER ALS EINE GEMEINSAME IDENTITÄT SIND GUTE GESCHICHTEN AUS DEM REVIER.

Oliver Auster

ZEITUNGEN SIND KEINE VERLAGSBEILAGEN IM DIENST EINER NEUEN IDENTITÄT. GUTER JOURNALISMUS ORIENTIERT SICH AN DEN FAKTEN. DAS ERWARTEN DIE LESER.

Dr. Reiner Burger

DAS RUHRGEBIET SOLLTE SICH ALS ORT VERSTEHEN, AN DEM AN DER LÖSUNG VON MENSCHHEITSPROBLEMEN GEARBEITET WIRD. DAS ZIEHT JUNGE LEUTE AN, WEIL SIE DARAN MITWIRKEN WOLLEN.

Dr. Reiner Klingholz

ZOLLVEREIN IST KEIN MUSEUM, SONDERN EIN HUB DER KREATIVWIRTSCHAFT. FEHLDEUTUNGEN ERZEUGEN FALSCHER BILDER IM KOPF. POLITIK, WIRTSCHAFT UND ZIVILGESELLSCHAFT MÜSSEN HIER GEMEINSAM ENTSCLOSSEN GEGENSTEUERN.

Prof. Dr. Oliver Scheytt



Dem Ruhrgebiet ist es bislang nicht gelungen, sein Image mit Zukunftsthemen und Modernität neu aufzuladen. Die realen Defizite wie die hoch verschuldeten Städte und das sinkende Angebot an attraktiven Arbeitsplätzen bestimmen das Bild. Die Erfolge des Strukturwandels, zum Beispiel die beachtliche Quantität und Qualität der Kreativwirtschaft, finden sich meist nur in Randnotizen. Kommt hinzu, dass die Region immer noch mit Kohle und Stahl in Verbindung gebracht wird, obwohl die Montanindustrie längst auf dem Rückzug ist. Gerade die überregionalen Medien halten an der Geschichte einer Industrieregion im Verfall gerne fest. Und weil sich der regionale Print und Hörfunk eher als Sprachrohr ihrer jeweiligen Stadt verstehen, bleibt das vermittelte Gesamtbild des Ruhrgebiets auch hier schief und diffus.

Reiner Burger sah im Ruhrgebiet ein starkes Beharrungsvermögen beim Image von Kohle und Stahl. Ihre Symbole sind im großen Maßstab erhalten geblieben. Es ist vollkommen legitim, Überkommenes zu musealisieren. Doch wenn es das Ziel ist, eine ganze Region zu einem Freilichtmuseum umzufunktionieren, wäre das ein fantasieloser Ansatz, der mit Zukunftsorientierung und Attraktivität für junge Menschen nichts gemeinsam hätte, so Burger. Um eine Identität im Ruhrgebiet aufzubauen, die spannend ist und Außenstehende neugierig macht, braucht es zunächst eine positive Beziehung der Menschen zu ihrer Region. In Dresden beispielsweise reden die Menschen gegenüber

Wie gelingt es, für das Ruhrgebiet eine Identität aufzubauen, die insbesondere bei der jungen Generation eine Magnetwirkung auslöst? Und wie können die Medien ihren Teil dazu beitragen?

Ein positives Image einer Region entsteht, wenn die Geschichten über sie spannend sind. Im Ruhrgebiet gibt es zu wenige solcher Erzählungen, so die einhellige Meinung. Eine Identitätsmanufaktur kann helfen, das Verhältnis der Menschen zu ihrer Region zu verbessern und ihr insgesamt mehr Strahlkraft zu geben. Solche Ansätze funktionieren aber nur, wenn mutige Initiativen die Grundlage liefern. Image und Identität sind glaubhaft, wenn sie die Realitäten ungefiltert wiedergeben und in der Lebenswirklichkeit der Menschen verankert sind.

Fremden sehr schnell darüber, wie attraktiv die Stadt ist und wie viel sie zu bieten hat. Das ist einladend und ein Teil des Geheimnisses.

Hinsichtlich der Beiträge der Medien blieb Burger realistisch. Es ist eine Illusion zu glauben, Zeitungen als Verlagsbeilage im Dienst einer neuen Identität betreiben zu können. Eine Verklärung der Realitäten lehnen die Menschen ab. Was sehr wohl funktioniert, ist, Projekte zu finden oder zu schaffen, die den Stoff für sehr gute Erzählungen liefern, wie beispielsweise die Entstehung des Phönixsees in Dortmund. Beim Storytelling hat das Ruhrgebiet noch erheblichen Nachholbedarf.

Andreas Tyrock knüpfte daran an und attestierte dem Ruhrgebiet zu wenig Souveränität in der Darstellung seiner Erfolge im Strukturwandel. Gerade im Vergleich zu anderen Regionen, die meist vor Kraft strotzen und sich in den schönsten Farben malen, fällt diese Bescheidenheit sofort auf. In der Wissenschaft, in der Kultur, aber auch in der Wirtschaft ist vieles erreicht worden. Diese Leistungen müssen aber auch kundgetan werden. Das würde sicher helfen, vom rückwärtsgewandten Image abzurücken, war Tyrock überzeugt. Bei der Verantwortung der Medien für die Imagebildung stimmte er mit Burger überein. Eine gute Regionalzeitung zeichnet sich dadurch aus, jene Themen anzusprechen, die die Menschen unmittelbar betreffen. Sie knüpft an die Tatsachen an und nicht an das, was sein könnte. Gute Themen liefern gute Geschichten. So tragen Regionalzeitungen mittelbar zur Imageverbesserung einer Region bei.

Reiner Klingholz beschrieb, wie Identitäten entstehen und welche Optionen er für das Ruhrgebiet sieht. Subkulturen entwickeln sich von unten, wie in Berlin oder Leipzig zu beobachten war. Niemand hat diesen Prozess gesteuert oder sich um den Aufbau einer Identität gekümmert. Gerade die Freiräume und Entfaltungspotenziale, die dadurch entstanden sind, haben viele junge Menschen angezogen. Sie konnten dort ihre Ideen ausleben, was sie anderswo nicht durften. Eine Region ist für junge Leute anziehend, wenn sie dort an der Lösung von Problemen dieser Welt mitarbeiten können. Die moderne Gesellschaft braucht Städte, die deutlich umweltfreundlicher sind, eine neue Form der Mobilität muss Einzug halten und es geht um ganz andere Wohnformen, als man sie heute kennt. Eine dekarbonisierte Gesellschaft ist notwendig, wenn der Klimawandel gestoppt werden soll. Das Ruhrgebiet kann hier überzeugende Angebote machen. Die Region hat den Steinkohlenbergbau hinter sich gelassen. Sie weiß um die Verdienste dieser Branche, sie weiß aber auch, welche ökologischen Schäden und gesellschaftlichen Kosten mit der Montanindustrie verbunden sind. Von diesem Erfahrungsschatz könnte das Ruhrgebiet profitieren und dadurch an Lösungen arbeiten, die eine kohlenstofffreie Gesellschaft Wirklichkeit werden lassen. Ein solcher Ansatz kann eine große Strahlkraft entwickeln, so dass immer mehr junge Leute an Problemlösungen mitwirken und in die Region ziehen wollen. Dieser Zustrom ist ganz wichtig. Denn es hat sich gezeigt, dass Innovationen meist von außen kommen. Die eigenen Potenziale reichen dafür nicht aus, war Klingholz überzeugt.

Oliver Scheytt rückte zunächst Missverständnisse über das Ruhrgebiet zurecht. Behauptungen, das Revier verfüge über keine gemeinsame Identität oder Zollverein sei ein Museum, sind falsch. Solche Fehldeutungen kommen zustande, weil in der Analyse nicht genau genug hingeschaut wird. Zollverein ist kein Museum, sondern ein Hub der Kreativwirtschaft mit internationalem Renommee. Scheytt stimmte Tyrock darin zu, dass der Region mehr Souveränität guttun würde. Und darum braucht das Ruhrgebiet keine weitere Imagekampagne, die lediglich um das Bild nach außen bemüht ist, sondern eine „Identitätsmanufaktur“, forderte Scheytt. Ihre Aufgabe wäre es, mit Politik, Wirtschaft und der Zivilgesellschaft gemeinsam zu erarbeiten, was das Ruhrgebiet und seine Menschen ausmacht. Geschichten werden heute nicht so erzählt, dass sie spannend sind. Im Kulturhauptstadt-Jahr ist dies mal gelungen. Die Sperrung der A 40 für einen Tag hat ausgereicht, dass die Menschen noch heute sehr positiv über dieses Ereignis sprechen. Es braucht mehr solcher entschlossenen Projekte, weil sie starke Bilder produzieren, so Scheytt.

Oliver Auster stellte eine gemeinsame Identität der Ruhrgebietsbewohner in Frage. Von einer Verbundenheit der Menschen, wie sie gerne behauptet und mystifiziert wird, ist vor Ort nichts zu spüren. Was zu beobachten ist, sind Identitäten in den Städten und Bezirken des Reviers. Es sollte der Anspruch der Medien sein, dort Geschichten zu finden, die den Menschen gefallen. Am Beispiel der sehr ausgeprägten Fußballrivalität kann man im Übrigen sehr gut ablesen, wie schlecht es um eine gemeinsame Identität im Revier bestellt ist. Insofern räumte Auster Bemühungen kaum Chancen ein, eine Identität für alle im Ruhrgebiet zu forcieren. Er hält sie für den Erfolg einer Region auch nicht für notwendig. Menschen wollen selbst entscheiden, ob sie sich mit ihrer Nachbarschaft, Stadt oder Region identifizieren. Identitätsbevormundung gelingt nicht.

Allerdings räumte auch Auster ein, dass das Ruhrgebiet mehr Erfolgsgeschichten braucht. Borussia Dortmund allein kann es nicht richten. Duisburg wird mit der Loveparade-Katastrophe in Verbindung gebracht oder mit Marxloh und nicht mit seinem Hafen oder dem Landschaftspark Nord. Oberhausen macht Schlagzeilen als schmutzigste Stadt Deutschlands. Über den Gasometer und seine Magnetwirkung auf die internationale Kunst spricht dagegen kaum jemand. Und so kam auch Auster zu dem Schluss, dass das Ruhrgebiet mehr spannende Geschichten braucht, wenn junge Leute auf Dauer in der Region bleiben sollen.

Nähere Informationen erhalten Sie online:



Prof. Dr. Oliver Scheytt ist ein geschätzter Kenner der Kulturen und Mentalitäten des Ruhrgebiets. Seine Anregungen für eine Identitätsmanufaktur für das Revier werden im Folgenden weiter ausgeführt.

Eine Identitätsmanufaktur für eine Metropole im Werden

Prof. Dr. Oliver Scheytt

Zollverein ist ein Museum! Fragt man Menschen auf der Straße, wird das die vermutlich häufigste Assoziation sein, die sie mit dem UNESCO-Weltkulturerbe verbinden. Aber auch Medien bemühen gerne das Bild eines Denkmals der Industrialisierung, das große Geschichte lebendig halten soll. Dass es jedoch in Wirklichkeit ein internationaler Hotspot der Kreativwirtschaft ist, modernste Veranstaltungsräume bietet und Teile der Folkwang-Universität der Künste beherbergt, geht in der öffentlichen Wahrnehmung meist unter. Ja, Zollverein hat mit dem Ruhr Museum auch ein Museum. Aber dieses ist nur ein Teil eines Ortes, der vielleicht in seiner Äußerlichkeit an die Vergangenheit erinnert, im Inneren aber mit seinen Angeboten überwiegend auf die Zukunft ausgerichtet ist, indem er veranschaulicht, wie Wandel gestaltet werden kann.



Der Blick auf Zollverein ist beispielhaft für die Wahrnehmung des ganzen Ruhrgebiets und der werdenden Metropole Ruhr. Es gibt eine merkwürdige Tendenz, das Revier als Flächendenkmal der einst omnipräsenten Montanindustrie in Szene zu setzen – als hätte die Region nicht mehr zu bieten als zwei erfolgreiche Fußballvereine. Die Geschichten der Gegenwart sind dann auch eher trist: Sie handeln von der Vernichtung von gut bezahlten Arbeitsplätzen durch den Auslauf des Steinkohlenbergbaus. Sie thematisieren die Trostlosigkeit mancher Viertel in den Ruhrgebietsstädten. Sie kritisieren den niedrigen Bildungsgrad der Bevölkerung, beschwören eine Diktatur der Alten, die junge Leute in Scharen vertreibt. Es hält sich das Urteil, das Ruhrgebiet sei eine perspektivlose Region, die den Absprung in die Moderne verpasst habe.

Dass die Region eine großartige Kulisse bietet für viele erfolgreiche Initiativen, wissen alle, die genauer hinschauen und sich mit dem Revier intensiv auseinandersetzen. Was muss also getan werden, damit sich die Metropole Ruhr als das präsentiert, was sie ist: ein Ort der Erneuerung, der jungen Menschen eine Perspektive bieten will und es auch kann. Die Metropole Ruhr braucht dafür etwas, das sich mit dem Bild einer „Identitätsmanufaktur“ passend beschreiben lässt. Diese hätte zwei wichtige Aufgaben anzugehen: Sie müsste zunächst Erzählungen über das Ruhrgebiet nach und nach verwandeln. Der Erfolg des Technologiezentrums in Dortmund, die Anziehungskraft des Gasometers in Oberhausen oder die Neugestaltung des Duisburger Innenhafens sollten spannender und wirkmächtiger präsentiert werden, als es gegenwärtig getan wird. Das heißt indes nicht, das Pendel in die andere Richtung ausschlagen zu lassen und vollständig neue Mythen zu schaffen – Geschichten setzen an Realitäten an. Und zu dem, was ist, gehört selbstverständlich auch, was war, und das sind Mut und Stolz auf das Geleistete und die besondere Begabung, mit (industriellem) Wandel umzugehen.

Die Identitätsmanufaktur bleibt jedoch nicht bei der Veränderung von Wahrnehmung stehen. Fast noch wichtiger ist die Aufgabe, die Identifikation junger Menschen mit der Metropole Ruhr als Ganzem zu stiften. Bezugspunkt der jüngeren Generation ist vielfach schon weniger die einzelne Stadt oder das heimatliche Viertel. Sie ist eingeschlossen in die authentische polyzentrale Identität des Ruhrgebiets. Dies spiegeln leider insbesondere die „gewachsenen Strukturen“ nicht wider, weshalb die handelnden Akteure in ihrer Handlungslogik den Gesamtzusammenhang der (werdenden) Metropole Ruhr oft nicht hinreichend beachten. Eine Identitätsmanufaktur sollte die Menschen des Reviers daher zur Selbstreflexion motivieren. Die Menschen sollen sagen können: Die Metropole Ruhr ist mein Lebensraum, sie ist das, wofür wir stehen. Die Identitätsmanufaktur initiiert, moderiert und treibt genau diesen Prozess an. Sie bindet alle gesellschaftlichen Gruppen im Revier ein. Politik, Wirtschaft und Zivilgesellschaft legen ihre Ansprüche und Erwartungen an die Metropole Ruhr offen. Die Identitätsmanufaktur bündelt die unterschiedlichen Sichtweisen und webt daraus einen roten Faden, der alle verbindet. Sie stößt zugleich Projekte und Initiativen an, die auf die Identitätsbildung einzahlen. Damit wird sie automatisch zur strategischen Drehscheibe regionaler Entwicklungsprojekte.

All das ist eine schwierige und zugleich langfristige Herausforderung, denn es geht um nicht weniger, als eine Authentizität der Marke „Ruhr“ aufzubauen und diese zu beschützen. Doch ich bin davon überzeugt, dass es der Mühe wert ist. Eine Identitätsmanufaktur kann das Erbe von Kohle und Stahl fortschrittlich wandeln, indem sie eine positive und selbstbewusste Beziehung vor allem junger Menschen zu ihrem Lebensraum schafft. Dafür notwendige Erfolgsprojekte für packende Geschichten gibt es im Übrigen heute schon einige. Es wäre ein guter Anfang für die Identitätsbildung im Ruhrgebiet, diese endlich mit großer Kraft zu erzählen.



HERAUSGEBER

RAG-Stiftung
Rüttenscheider Straße 1-3
45128 Essen
www.rag-stiftung.de

KONTAKT

Abteilung Kommunikation
T +49 201 8013366
F +49 201 8013399
info@rag-stiftung.de

PROJEKTLEITUNG

/ Manz, Sabrina
Leitung Kommunikation
/ Köster, Hans-Theo
Leitung Bildung, Wissenschaft, Kultur

KONZEPT, GESTALTUNG UND REALISIERUNG

Deekeling Arndt Advisors in Communications GmbH
www.deekeling-arndt.de

DRUCK

Clasen GmbH

BILDNACHWEIS

Veranstaltungsfotos in gesamter Publikation:
/ Dietmar Klingenburg und Ina Fassbender,
RAG Aktiengesellschaft
/ Paul Ridderhof, De Vries + Partners GmbH

/ Seite 15, Foto Ministerin Löhrmann:
Schulministerium NRW

Graphic Recording / Live-Zeichnungen:
/ Andreas Gaertner, Partner Kommunikationslotsen



